This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT2445
P52G4
1831

) e d i ch t e

von

Karl Pfeiffer.

Kassel 1831.

Pfeiffer

PT2445
P52G4
1831

Gedichte

von

Karl Pfeiffer.

Kassel 1831.

Pfeiff

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Gedichte

von

Karl Pfeiffer.

Kaſſel 1831.

Ant. Müller u. Gräff, Stuttgart
VIII. 8. 1953. Palo Alto
Conc. 3. Bm Pach. Nr. 3845/Schw.

8/24

Nur auf den vielfältig wiederholten Wunsch der Freunde des Verstorbenen gelangen diese Gedichte zu einer Oeffentlichkeit, welche ihrer, dem engsten Familienkreise gewidmeten, Bestimmung allerdings nicht entsprechend ist.

Die Auswahl blieb dem um ihn tief trauernden Schwestern-Paare überlassen, und so ist es gekommen, daß Manches — fast noch aus dessen Kindheitsalter — aufgenommen wurde, was vorzugsweise ihrem liebevollen Andenken an individuelle Beziehungen zusagte; und vielleicht legen ja auch wohl die Freunde, aus deren Mitte er allzu frühe geschieden, einen größeren Werth auf den diesen Liedern eignen Ausdruck der Persönlichkeit des Verstorbenen während der letzten Hälfte seines Lebens *), als auf die kunstgerechte Form.

*) er starb noch nicht 28 Jahre alt.

Charakteriſtiſch für dieſe Perſönlichkeit iſt insbeſondere das trübe Sehnen nach einem fern gelegenen Heimathlande, welches den größern Theil ſeiner Lieder durchwebt, — ſehr natürlich erklärbar dadurch, daß ihn nur zu bald mit dem Uebergange zu dem ernſteren Berufe, dem er ſeinen Anfangs widerſtrebenden Sinn beharrlich mit aller Treue und Gewiſſenhaftigkeit zuwandte, das innere Bewußtſein immer lebhafter durchdringen mußte, daß ein wahrhaft poetiſches Gemüth *keine* Befriedigung in dieſem dürftigen Erdenleben zu erwarten hat, vielmehr ſich mit den Anſprüchen ſeines der Außenwelt fremden Gefühls auf den ergebungsvollen Hinblick nach einem, bald zagend bald vertrauend geahneten, Jenſeit hingewieſen findet.

Heil ihm, daß er es nun gefunden hat, dieſes lang' erſehnte Jenſeit!

B. W. Pfeiffer.

An die Dichtkunst.

1818.

Gütig, Muſe, ſieh auf mich hernieder,
Harmonie ergieß in meine Lieder,
Und aus Arethuſa's Zauberwellen
Wehe, Göttin, mir Begeiſt'rung zu.

Zu dir flieh' ich, wenn in trüben Stunden
Mir des Lebens Freuden hingeſchwunden;
Du nur kannſt der Seele Nacht erhellen,
Du nur ſchenkſt ihr die verlorne Ruh.

Rings umſtarren mich des Lebens Klippen,
Troſt erfreut mich nur von deinen Lippen,
Und wenn ſchwarze Wolken mich bedräuen
Wehrſt Du die Verzweiflung von mir ab.

Möge doch dein Geiſt nie von mir weichen,
Deine Stimme niemals in mir ſchweigen!
Freudig will ich dir mein Leben weihen,
Gern dein Schüler bleiben bis in's Grab.

Düſter, feindlich iſt das Erdenleben,
Und wenn edle Geiſter aufwärts ſtreben,
Stürzt des Schickſals Machtſpruch ſie zurücke;
Jenſeits nur lohnt einſt Unſterblichkeit.

Falſch und trüglich iſt der Hoffnung Schimmer,
Viel verſpricht ſie — ach, und hält es nimmer!
Traurig ſendet der Betrogne ſeine Blicke
Dann zurück in die Vergangenheit.

Schlecht und nichtig ſind der Menſchen Werke,
Du nur, Göttin, giebſt mir Muth und Stärke,
Du allein verſüßeſt mir das Leben,
Du begleiteſt mich in Freud' und Leid.

Ja, noch ſchäumet Kraft in meinen Adern!
Kann ich länger mit dem Schickſal hadern,
Das der Dichtkunſt Lorbeer mir gegeben,
Das mir einſt ein beſſ'res Leben beut?

An Carl v. M.

1818.

Schlummre nun, du früh verwelkte Blüthe,
Wo kein Schmerz, kein Leiden dich erreicht.
Schlummre sanft! mit dir ist Gottes Friede,
Und der Erde Kampf und Unruh' weicht.

Schlummre sanft in ernster Grabesstille!
Ruhe nun, du armes krankes Herz!
Ruh' in engem Sarg, du seine Erdenhülle,
Denn der Geist, der dich bewohnt, schwebt himmelwärts.

Er ist dort im Paradiesesgarten,
Wo ihm eine schön're Sonne scheint;
Seine Lieben wird er dort erwarten,
Bis der Tod auch sie mit ihm vereint.

Dort vergisst er alle seine Leiden,
Und was ihn geschmerzt im kurzen Lebenslauf,
Mögen drum ihn Thränen hin begleiten, —
Jubelchöre nehmen dort ihn auf.

Denn er war noch gut und unverdorben,
Als ihn Gott zu sich hinüber rief;
Für die Erde ist er abgestorben —
Engel ward er, als er hier entschlief.

Auf dem Kirchhof iſt ſein ſtilles Bette;
Süßen, feſten Schlummer ſchläft er nun.
Wenn er noch nicht ausgelitten hätte,
Würd' er wohl ſo ſchön, ſo friedlich ruhn?

Wenn die Mittagsſonne oben leuchtet,
Und wenn Dämmerung die Welt umwebt,
Wenn der Morgenthau ſein Grab befeuchtet,
Und wenn Mitternacht ernſt auf dem Kirchhof ſchwebt —

Er in ſeiner Tiefe kann's nicht wiſſen,
Für ihn hat das Leben abgeblüht,
Er iſt nun von allem losgeriſſen,
Was auf dieſer Erde noch geſchieht.

Ruhig ſchwebt er dort in beſſern Sphären!
Das iſt Balſam für der Eltern Herz;
Doch den Thränen können ſie nicht wehren,
Mit dem frohen Glauben kämpft der Schmerz.

Schlummre drum, du früh verwelkte Blüthe,
In das ſtille kühle Erdenbett gelegt,
Schlummre, und mit dir iſt Gottes Friede
Bis die Auferſtehungsſtunde ſchlägt.

Laura und Colonna.

(nach Petrarca).

1819.

Der Lorbeer und die ſtolze Säule ſchwanden,
In deren Schatten meine Zuflucht war,
Vergebens ſuch' ich ſie in fernen Landen,
Verloren ſind ſie mir auf immerdar.

Du raubteſt mir, die mich an's Leben banden,
Grauſamer Tod, mein edles Freundespaar!
Und gäb' ich, was das Theuerſte mir war,
So löſt' ich ſie nicht aus des Todes Banden.

Das Schickſal ändern kann ich Schwacher nicht,
Nur Thränen hab' ich, wenn das Herz mir bricht,
Des Kummers Zeugen auf dem Angeſicht.

Ach ſchön, doch trügeriſch iſt unſer Leben!
Denn eine Stunde macht das Glück zu Nicht,
Das wir voll Sehnſucht Jahrelang erſtreben.

Der Verbannte.

1819.

Schwebet hinüber ihr trauernden Töne,
Klaget den teutschen Gestaden mein Leid!
Weinet um mich, ihr Vaterlands-Söhne,
Ach! ich bin weit, bin auf ewig weit!

Traget ihr Lüfte, o tragt sie hinüber,
Tragt meine Lieder in's Vaterland!
Bringt mir von dorten die Antwort herüber,
Daß euch das Herz meiner Lieben verstand.

Rauschet ihr Wellen von Teutschland herüber?
Bringt ihr mir Nachricht und Grüße von dort? —
Trüge mich schnell doch ein Schifflein hinüber,
An den theuern ersehnten Ort!

Wenn sie am lieblichen Mai sich ergötzen,
Und am Gesange der Vögel im Hain,
Wenn sie zur Erndte die Sicheln wetzen —
Wehe! ich kann nicht bei ihnen sein!

Wenn die Schlachttrompeten erklingen:
Auf, und vertheidigt das Vaterland! —
Ach! zu mir kann ihr Rufen nicht dringen
Fern am einsamen Meeresstrand.

Wenn die Feinde Verräther werben,
Und der Sieg ist in ihrer Hand,
Ha! so kann ich auch nicht für dich sterben,
Theures, ewig geliebtes Land! —

Deine Eichen noch einmal zu sehen,
Deinen Strom, deinen prächtigen Rhein,
Durch deine Gauen noch einmal zu gehen
In mein — — — noch einmal hinein —

Und dann bald und freudig zu sterben,
Dies ist mein einziger Wunsch auf der Welt,
Um mir in Teutschland ein Grab zu erwerben,
Wenn meine Hülle zu Boden fällt!

Das Heimweh.

1820.

Wer ſitzt dort auf des Berges Höhe,
Und ſchaut mit trübem Sinn hinaus,
Ob er die Heimathsberge ſehe,
Und ſein geliebtes Vaterhaus? —

Ein Jüngling iſt's von braven Eltern,
Der, wenig Monden ſind es noch,
Verſehn mit Koffern und mit Geldern
Die Univerſität bezog.

Ihn rühren nicht die Burſchenlieder,
Ihm lacht das Burſchenleben nicht;
Die Heimathsſehnſucht drückt ihn nieder,
Auf Bälle thut er gern Verzicht.

Ganz einſam geht er oft ſpazieren,
Trübſinnig ſchleicht er dann umher,
Die Wege nur, die dorthin führen,
Die liebt er, die nur wandelt er.

Denn fern vom theuern Vaterhauſe,
Von Vater und von Mutter fern,
Weint er in ſeiner kleinen Klauſe,
Und denkt und träumt von ihnen gern.

Und wenn die lieben Briefe kommen,
Dann blitzt sein Auge freudig auf,
Von Freude und von Furcht beklommen
Bricht er das Siegel hastig auf.

Da stehn dann viele tausend Grüße,
Mehr Gutes als er wünschen kann.
„Ein Kreuzer, Herr, und eine Mise!"
Erinnert dringend ihn der Mann.

Denn wirklich, in der ersten Freude
Vergisst man das Bezahlen leicht,
Und gern verzeihen auch die Leute
Was ihnen selbst zur Lust gereicht.

So lebt er denn ein ganz Semester,
Im zweiten wird's schon besser gehn;
Im dritten halben Jahre lässt er
Am Stiefel wohl schon Spörnchen sehn.

Im vierten liebt er gar die Rebe,
Und macht sich auf Commerzen breit.
Im fünften: Burschenfreiheit lebe! —
Und kommt das letzte — thut's ihm leid.

Am Conradsbrunnen zu Marburg.

1820.

Wer iſt der Mann, der dort mit finſtern Mienen
Auf jenem Brunnen ſteht im Mönchsgewand?
Iſt's Conrad, der den Himmel zu verdienen
Der Ketzer Tauſende verbrannt? —

Iſt's Conrad, Conrad, jener finſtre Prieſter,
Der unſere Eliſabeth geplagt,
Der ihren ſanften Geiſt ſo ſtreng und düſter,
Und der ihr weiches Herz ſo hart gemacht? —

Der, um den Geiſt zur Heiligkeit zu leiten,
Den ſchwachen Körper peinigt und kaſteit?
Der, um der Kirche Ehre zu bereiten,
Der Ketzer Aſche ſtolz in's Waſſer ſtreut?

In dem die Mönche einen Heil'gen ahnen,
Und der ein Teufel war auf Erden ſchon? —
Ja Conrad iſt's, den ſeiner Opfer Manen
Verklagen werden einſt vor Gottes Thron.

Ja Heilige! du, die auch wir verehren,
Obgleich du uns die Heilige nicht bist,
Elisabeth! dein Geist wird sich verklären,
Wo alles klar und deutlich ist.

Dein Fehler war nur menschliche Verirrung
Dein warmer Eifer riß dich fort;
Und deiner Seele nächtliche Verwirrung
Verführte dich zum frommen Mord.

Doch er, vor dem die Rechtlichen erbeben,
Der Edle ungestraft dem Tode weiht —
Mag Gott ihm seine schwere Schuld vergeben,
Der allen Sündern gern verzeiht!

O kann in diesen finstern Zügen
Barmherzigkeit und Duldung seyn?
Und können diese Blicke lügen
Die ihn des Fanatismus zeih'n? —

Der Sterbliche darf da nicht richten,
Wo der Allgütige verzeiht;
Du wirst sein Denkmal bald vernichten,
Vertilg' auch seine Schuld, o Zeit!

Der Kirchhof.

1820.

Die Vöglein ſingen ihr luſtiges Lied,
Und freu'n ſich mit uns, wenn der Winter entflieht;
Es hüpfen die Lämmer auf grünender Weide,
Froh ſchwirren die Bienen auf duftender Haide.

Der Lenz, der überall Leben erſchafft,
Bewährt an dem Menſchen auch ſeine Kraft;
Es fliehen die ſchweren, dumpfbrütenden Sorgen,
Als erneute das Leben für ihn ſeinen Morgen.

Wann die Sonne erſcheint, dann erwacht die Welt
Mit allem Leben, das ſie enthält;
Wann die Sonne verſinkt, dann kommt die Nacht,
Und alles wird ſanft zum Schlummer gebracht.

Zum Schlummer? — Zum Schlummer und einſt zum Grab,
Und einſt in die friedliche Gruft hinab.
Dort, wo die Mauern des Kirchhofs winken,
Dort, dort muß alles Sterbliche ſinken.

Dort, wo das Chor der Vögel ertönt,
Das hier die Wohnung des Todes nicht wähnt;
In jenem großen grünenden Garten,
Deß Hügel auch mich einst zum Opfer erwarten,

Dort blühen zwar Blümchen weiß und roth,
Doch unter der Erde — da keimt der Tod;
Er keimt, um einst zu schönerem Leben
Aus seinem Grabe hervorzustreben.

Wer zeigt mir wohl jetzt schon die stille Gruft,
Aus der mich einst der Ewige ruft,
Wenn, um der Posaunen Ruf zu erfüllen,
Freiwillig sich alle die Gräber enthüllen? —

Wer zeigt mir den Baum, von Leben noch voll,
Aus dem mein Sarg einst gemacht werden soll?
Ist's dort, wo die Töne der Nachtigallen
Wie Ruhelieder herniederschallen? —

Einst tragen sie auch meinen Leichnam hinaus;
Wer sagt mir den Tag und die Stunde voraus?
Einst wird mir das Fünkchen des Lebens verglimmen,
Doch wer kann die Art meines Todes bestimmen? —

Vielleicht werden wenige Monden entfliehn,
So iſt mein friedlicher Hügel ſchon grün? —
Des Lebens freu' ich mich ruhig noch heute,
Vielleicht bin ich morgen des Todes Beute? —

Mich kümmert es nicht, ich will ihm vertrau'n,
Auf den wir All' unſre Hoffnung bau'n.
Nur das will ich mir von dem Höchſten erflehen,
Einſt ruhig und ſelig hinüberzugehen.

Der Troubadour.

1820.

Der Sänger zog vom Vaterlande
Hinaus und in die bunte Welt,
Ihn feſſelten am Heimathsſtrande
Nicht Hab' und Gut, nicht Glück noch Geld.

Froh zog er aus, auf ſeinen Pfaden
Zog Glück und Liebe mit ihm fort,
Mit ſeiner Zither nur beladen,
So wandert er von Ort zu Ort.

Beim frohen Feſt ertönen Lieder,
Die Freude ruft der Troubadour;
Doch drückt der Gram ein Herz darnieder,
Dann klagen ſeine Töne nur.

Froh von den Glücklichen empfangen,
Und von den Trauernden geliebt,
Kann nie zu ihm das Glück gelangen,
Denn ach! ſein Herz iſt tief betrübt.

Vernichtet iſt ſein ſchönſtes Hoffen,
Dem Schmerze lebt er künftig bloß;
Von Amor's ſchärfſtem Pfeil getroffen
Verblutet er ſich hoffnungslos.

Dahin ſind alle ſchönen Stunden,
Die ſeiner Jugend Glück gemacht;
Auf ewig ſind ſie hingeſchwunden,
In ſeiner Seele iſt es Nacht.

Nicht fröhlich klingt mehr ſeine Zither
Dem Schmerz iſt ſie hinfort geweiht.
Nicht Freude tönen ſeine Lieder,
Sie klagen künftig nur ſein Leid.

Doch wo der Böſe trotzend waltet,
Und frech das Recht darniederdrückt,
Mit fremdem Glück und Ehre ſchaltet,
Und fromme Unſchuld ſchlau umſtrickt —

Das kann er nicht geduldig ſehen,
Da zuckt das Schwert in ſeiner Hand,
Der Unſchuld kräftig beizuſtehen
Iſt ſein Beruf von Land zu Land.

Und endlich kommt denn auch die Stunde,
Die ihn von seinem Schmerz befreit;
Der Tod heilt jede Herzenswunde,
Und endet jedes Herzeleid.

So schlummert er dann sanft hinüber,
Sein Grab bedeckt ein Hügel nur;
Doch Nachtigallen schweben drüber,
Ihr Lied beklagt den Troubadour.

Der Unglückliche.

1820.

Einſt an meiner Kindheit Grenzen
Trat ein Mädchen zu mir hin:
„Willſt du nicht bei frohen Tänzen
Dir dein Haupt mit Blumen kränzen?
Nimm nur; viele hab' ich drin.“

Und ich zog mir eine Blüthe,
Blendend weiß, doch ſchön und mild.
„Lilie?“ — ſprach ſie voller Güte —
„Unſchuld ſei dir im Gemüthe!
Lilie iſt der Unſchuld Bild.“

Und ich zog mir eine zweite,
Einen Lorbeer ſchön und grün.
„Ruhm und Ehre? blutge Beute!
Oft zum Glück und oft zum Leide!
Sollteſt dir was Beſſ'res ziehn!“

Und ich zog die Immortellen
Aus des Mädchens Blumenſtrauß.
„Ach des Lebens trübe Stellen
Kann die Freundſchaft nur erhellen,
Sie reicht jenſeits noch hinaus!“

Zog, daß keine übrig bliebe,
Endlich noch die Roſe mir.
„Roſe iſt das Bild der Liebe,
Daß ſie doch ſtets blühend bliebe! —
Ihre Dornen drohen dir!“

Sieh da zeigt ſie noch am Schluſſe
Ernſt auf die Cypreſſe hin:
„In des Jugendglücks Genuſſe
In der Freuden Ueberfluſſe
Wirſt du ſolche Bilder fliehn?“

„Dieſen Strauß umſchlinge immer
Mit der Hoffnung grünem Band.
Lebe, handle, fühle, immer
In der Hoffnung Roſenſchimmer,
Bis zum Schritt ins andre Land!“

Gern nahm ich die grüne Zierde,
Die Cypresse schlug ich aus. —
Ob ein Kobold mich verirte?
Das Geschick mich irre führte?
Ach ich sann es nicht heraus.

Trüglich waren ihre Gaben,
Schön für einen Augenblick;
Und doch war, sie nur zu haben,
Mich an ihrem Duft zu laben,
Anfangs mit das größte Glück.

Alle wurden mir entrissen,
Hinterlistig mir geraubt.
Menschen, die von Ruhm nichts wissen,
Feige, falsche Menschen rissen
Mir den Lorbeerkranz vom Haupt.

Nur die andern zu bewahren
Sucht' ich jetzt im Lebenslauf,
Doch in eines Sturms Gefahren,
Wo sie meine Stütze waren,
Ging die Immortelle drauf.

Um die Lilie nur und Roſe
Schlang ſich noch mein grünes Band.
Aber ach, die treueloſe
Frühe welkte ſchon die Roſe,
Und erſtarb mir in der Hand!

Ich verlor in meinem Kummer
Auch der Hoffnung grünes Bild;
Doch es ſchützte meinen Schlummer,
Stärkte mich in meinem Kummer,
Noch die Lilie, ſanft und mild.

Monden, Jahre ſind entſchwunden,
Und die Unſchuld blieb mir nur;
Doch noch ſchmerzen meine Wunden,
Ruhe hab' ich nicht gefunden,
Freude fliehet meine Spur.

Möchte jetzt das Mädchen kommen
Mit dem dunkeln Todeszweig!
Ach wann wird ſie wiederkommen? —
Hätt' ich damals ihn genommen
O dann wär' ich glücklich, reich.

Bei dem Tode eines 16jährigen Mädchens.

1820.

Herbſtlich rauhe Stürme wehen,
Ihren Schmuck verliert Natur,
Zwiſchen kahlen Bäumen ſtehen
Grüne Trauerweiden nur.

Langſam durch die enge Pforte
Kommt ein Leichenzug herein,
Ueber die bemoosten Gräber
Schwankt er hin — jetzt hält er ein.

An dem Rande eines Grabes
Bleibt er ernſt und ſchweigend ſtehn —
Schaudernd blickt man in die Tiefe,
Wähnt ſein eignes Grab zu ſehn.

Sagt, wen bringt ihr da getragen
In das enge Todtenhaus?
Schwarz behangen iſt die Bahre,
Auf dem Sarge liegt ein Strauß.

Ach! es welkte eine Roſe
In dem friſchen Blumenkranz.
Ach! ein Mädchen iſt entnommen
Aus des Lebens buntem Tanz.

Sie, die ſonſt der Mutter Freude
Und ein Troſt der Armen war,
Ruht nun hier im Sterbekleide,
Schläft nun hier auf immerdar.

Nieder ſenken ſie die Bahre —
Senken ſie in's Grab hinab.
Friede, Friede deiner Seele!
Deine Hülle birgt das Grab.

Schweigt ihr Stürme in den Höhen,
Scheide Sonne — denn ſie ſchied!
Sie ging hin zu jenen Räumen,
Die noch nie ein Menſch errieth.

Frühe iſt dein Herbſt gekommen,
Deinem Schickſal folgſt du gern.
Zage nicht in Winters Schrecken,
Denn der Frühling iſt nicht fern!

Aus des Lebens Blüthentagen,
Aus der Jugend Roſenzeit
Wirſt du einſam weggetragen
Und der kühlen Gruft geweiht.

Um dich waltet tiefe Stille,
Der Geſang der Vögel ſchweigt,
Und der Bäume grüne Hülle
Und der Blumen Glanz erbleicht.

Wenn der Lenz die todten Kräfte
Mächtig weckt aus ihrer Gruft,
Und die halb erſtarrten Säfte
Wieder neu in's Leben ruft,

O! dann ſchmückt auch deinen Hügel
Eine friſche Blumenpracht,
Philomelens Klagen tönen
In der ſtillen Mondennacht.

Arme Mutter! arme Schweſtern!
Nie erſcheint ſie eurem Blick,
Was der Tod ſich einmal faßte
Ach! das giebt er nie zurück.

Alle andern Schmerzen ſchwinden
Vor den Reizen der Natur.
Solche Wunden zu verbinden,
Das vermag ein Höh'rer nur.

Blickſt du nicht auf ſie hernieder
Die du ſo bekümmert weißt? —
Sende Ruhe auf ſie nieder,
Tröſte ſie, verklärter Geiſt.

Der Glaube.

Seitenstück zum Jüngling zu Sais.

1821.

Der Lenz erschien mit schnellen Schritten,
Und festlich prangte die Natur,
Er küßte sie, und seinen Tritten
Entkeimte eine Blumenflur.

Dem milden Blick der Frühlingssonne
Erschloß sich froh auch meine Brust;
Ihr Strahl durchströmte sie mit Wonne,
Mit freudig warmer Lebenslust.

Und meiner Brust entkeimte eine Blume,
Und grub die Wurzeln tief in's Herz hinein;
Sie hüllte in des Busens Heiligthume
Sich vor den frechen Spötterblicken ein.

Sie sog des Herzens heiligste Gefühle,
Doch war ihr Hauch auch Seligkeit,
Fremd blieb ich in der Außenwelt Gewühle,
Dem nur die eigne Armuth Reize leiht.

Allein mir dieſen Wahngenuß zu geben,
War des Geſchickes Wille nicht;
Verderbenſchwanger kam das rohe Leben,
Wo nur der freche Läugner Kränze bricht.

Und ſeine Roſen ließ es vor mir glühen,
Und wies mich an des Zweifels Zauberlicht.
O, ſprach ich, laß mir meine Blumen blühen!
Und deine Siegerkränze brauch ich nicht.

Allein umſonſt! es lachte meiner Schmerzen,
Und ſchlug verhöhnend meine Bitten aus;
Es riß die zarte Blume aus dem Herzen,
Und riß das Herz zugleich mit ihr heraus!

„Ergieb dich mir, ſo kannſt du glücklich leben;
Du brauchſt kein Herz; komm folge mir!“
— Nun wohl, vermagſt Erſatz du mir zu geben,
So nimm mich hin; ich folge dir!

Die Pflicht.

1821.

Leicht iſts, Freuden aufzugeben,
Die man nie erreichen kann;
Nach Unmöglichem zu ſtreben,
Das vermeidet Jedermann.

Aber treten ſie ins Leben,
Lacht das Glück uns freundlich an,
Knüpft ſich unſer ganzes Streben
Unſer ganzes Herz daran, —

Und wir ſollen doch entſagen,
Dürfen unſer Herz nicht fragen,
Und nicht hören was es ſpricht,

Und nicht wanken, wenn es bricht, —
Ha wer zwingt uns, das zu tragen? —
Deine Stimme nur, o Pflicht.

Die Burg des Bundes.

1823.

Wohl steht der Brocken hoch, als eine feste Burg,
Und schaut zur niedern Welt herab die Wolken durch. —
Doch weiß ich eine Burg, die höher ist gebaut,
Und drinnen eine Schaar, die Gott und sich vertraut,
Das Losungswort das heißt: ein treuer teutscher Sinn!
Und wer das Wort nicht hat, den siehst du nimmer drin!
Der kann die Burg nicht schau'n, gebunden ist sein Sinn;
Er sieht die Wolke wohl, doch nicht den Gott darin.

Die Bundesfarben.

1823.

Schwarz war die Finſterniß, die über Teutſchland lag,
Eh' ſeiner Söhne Schaar das fremde Joch zerbrach;
Drauf zogen die das Schwert und fanden Sieg und Tod,
Und färbte ſich mit Blut die teutſche Erde roth.
Drum deutet ſchwarz und roth im Burſchenbande an,
Daß teutſches Heldenblut wohl Ketten löſen kann.
Aus Nacht und Blut muß einſt die goldne Freiheit ſteigen,
Drum iſt Schwarz, Roth und Gold des heil'gen Bundes Zeichen.

Die Nonnen.

Fern iſt die Liebe,
Fern iſt das Hoffen,
Fern eilt die Freude
An uns vorbei.

Träume den nahen
Lohn des Gequälten —
Gefühllos Ruhen
Im Erdenſchoß.

Die Mönche.

So ſchwöre, daß der Liebe Luſt
Auf ewig fremd bleibt deiner Bruſt!
So ſchwöre, daß dich nie dein Sinn
Zum Gut der Erde ziehet hin!
Entſag auf ewig eitelm Wollen,
Und ſchweige, wie die Todten ſollen!

Die Nonnen.

Sage dem Scheine
Ewigen Abſchied!
Wen willſt du lieben?
Träumenden Staub?

Was willſt du haben?
Glänzenden Moder?
Was kannſt du wollen?
Glück in der Qual?

Die Mönche.

Wie ruht der weite Weltenraum
In ew'gem ſel'gen Todestraum!
Nur wir, dem zorn'gen Geiſt zum Spiel,
Sind kämpfender Gewalten Ziel!
Wann ſinkt der müde Staub darnieder,
Und findet ſeine Ruhe wieder?

Die Nonnen.

Ruhe der Todten,
Seliger Friede!
Blühende Erde
Hülle uns ein!
Laß uns wie Kinder
Im Mutterſchoße
Ruhen in ewiger
Seliger Nacht!

Abſchied von Marburg.

1824.

So ſcheid' ich nun von dir auf immer,
Du meiner Jugend Vaterland;
Du ſaheſt mich in Lenzes Schimmer —
Du haſt auch meinen Herbſt gekannt!

Du ſahſt mich einſt im Strahlenpunkt des Lebens,
Wo jede Knospe ſich zum Blühen ſchwellt.
Ach manche Blüthenknospe ſchwillt vergebens,
Weil nie der Lebensfunke ſie beſeelt!

Du ſiehſt mich nun, wie ich verarmt an Leben,
Verlaſſen von dem Jugendwahn,
Dem Wellenſtrom mich hingegeben
Im ſchwanken, ſteuerloſen Kahn!

Schon nahe kommt der Windſturm angezogen,
Der meines Nachens Segel faſſen wird;
Schon ſind vor ihm die Genien entflogen,
Die mich mit ſanftem Flügel oft umſchwirrt!

Wie anders grüßt ich noch vor wenig Jahren
Den Frühling der erwachenden Natur,
Wie anders da noch meine Blüthentage waren,
Verstand ich da des Weltengeistes Spur!

Du schöner Berg mit deinen Waldeshöhen,
Den ich mit Liedesgruß so oft begrüßt,
Nicht werd' ich fürder dich mehr grünen sehen,
Sei mir zum letzten, letzten Mal gegrüßt!

Leb wohl du Schweizerthal, das zwischen engen Wänden
Ein Bild des stillen Friedens hegt,
Wo sich des müden Kranken Schmerzen enden,
Wo sich zur Ruh die Sorge legt!

Dich, Frauenberg, begrüß' ich nur mit Thränen,
Du selbst ein Bild vergang'ner Zeit,
Der oft die Phantasie in eitlem Sehnen
Der Wirklichkeit belebte Farben leiht!

Vergangne Zeit kehrt nimmer, nimmer wieder,
Auch du wirst nicht von meinem Lebewohl erweckt;
So hall' es denn in jene Thäler wieder,
Die jenseits meinem Blick dein Gipfel deckt.

Ihr Brüder, meinem Herzen feſt verbunden,
Lebt wohl, und denket an den fernen Freund!
Und denket oft der blühend ſchönen Stunden,
Wo uns Begeiſt'rung feſter noch vereint!

Den Altar, welchen unſre Hand erhoben,
Bewahrt im Herzen treu und glaubensvoll;
Es zuckt der Blitzſtrahl einſt herab von oben,
Der unſre Opfergluth entzünden ſoll!

Dann richten ſich die jetzt verſunknen Hallen
Der alten Burg zum Himmel ſtolz empor,
Und wenn die Jubeltöne über Gräber ſchallen —
So ſprießen junge Eichen draus hervor!

Der Flüchtling.

1824.

„Lebt wohl, lebt wohl, ihr schönen Heimathlande,
Die ihr mich freundlich oft in euerm Schoß gehegt,
Wo sich so oft der Seele Sturm gelegt!
Ich scheide friedenlos von euerm Strande!"

So ruft der Flüchtling von des Schiffes Rande,
Das ihn in's fremde Meer, in Sturm und Wogen trägt;
Und wirft die letzte Blüthenknospe, die er hegt,
Zurück, hinüber nach dem theuern Lande.

O laßt sie nicht am Ufer welkend liegen!
Wenn ihr sie findet, nehmt sie freundlich auf!
Mit wenig Wartung wird sie sich begnügen,
Und sendet dankend ihren Gruß zu euch hinauf.
Ersterben wird sie zwar — das ist der Blüthen Art —
Doch welkt sie wohl nicht gleich, wenn ihr sie mild bewahrt!

An die heilige Cäcilia

bei Wiedereröffnung des Cäcilienvereins am 2. Sept. 1824.

So thuen ſich denn deines Tempels Hallen,
Die langverſchloßnen, endlich wieder auf,
Und aus dem Mund der treuen Prieſter ſchallen
Die Jubelhymnen neu zu dir hinauf!

So lange wir uns fremden Göttern weihten,
Verhülleſt du dein zürnend Angeſicht;
Zu hoch und rein, um Götzendienſt zu leiden,
Verlangteſt du getheilte Opfer nicht!

Doch ſieh, das Feſt des Hermes iſt geendet,
Das Markt und Tempel mit Getöſe füllt,
Thalien wird kein Weihrauch mehr geſpendet,
Denn ihre Wohnung iſt in Nacht gehüllt.

Drum ſteige heut aus deinen ſel'gen Höhen
Auf Liedesſchwingen ſegensvoll herab;
Laß uns dein frommverklärtes Auge ſehen,
Und nimm uns, Heil'ge, unſre Sünden ab!

Denn du haſt Macht zu löſen und zu binden,
Du hebſt das ſchwache Herz zum Licht empor!
Wer dich nicht ſchaut, der kann das Heil nicht finden,
Und wem du winkſt, iſt in der Sel'gen Chor.

Der Flüchtling.

1824.

„Lebt wohl, lebt wohl, ihr schönen Heimathlande,
Die ihr mich freundlich oft in euerm Schoß gehegt,
Wo sich so oft der Seele Sturm gelegt!
Ich scheide friedenlos von euerm Strande!“

So ruft der Flüchtling von des Schiffes Rande,
Das ihn in's fremde Meer, in Sturm und Wogen trägt;
Und wirft die letzte Blüthenknospe, die er hegt,
Zurück, hinüber nach dem theuern Lande.

O laßt sie nicht am Ufer welkend liegen!
Wenn ihr sie findet, nehmt sie freundlich auf!
Mit wenig Wartung wird sie sich begnügen,
Und sendet dankend ihren Gruß zu euch hinauf.
Ersterben wird sie zwar — das ist der Blüthen Art —
Doch welkt sie wohl nicht gleich, wenn ihr sie mild bewahrt!

An die heilige Cäcilia

bei Wiedereröffnung des Cäcilienvereins am 2. Sept. 1824.

So thuen ſich denn deines Tempels Hallen,
Die langverſchloßnen, endlich wieder auf,
Und aus dem Mund der treuen Prieſter ſchallen
Die Jubelhymnen neu zu dir hinauf!

So lange wir uns fremden Göttern weihten,
Verhüllteſt du dein zürnend Angeſicht;
Zu hoch und rein, um Götzendienſt zu leiden,
Verlangteſt du getheilte Opfer nicht!

Doch ſieh, das Feſt des Hermes iſt geendet,
Das Markt und Tempel mit Getöſe füllt,
Thalien wird kein Weihrauch mehr geſpendet,
Denn ihre Wohnung iſt in Nacht gehüllt.

Drum ſteige heut aus deinen ſel'gen Höhen
Auf Liedesſchwingen ſegensvoll herab;
Laß uns dein frommverklärtes Auge ſehen,
Und nimm uns, Heil'ge, unſre Sünden ab!

Denn du haſt Macht zu löſen und zu binden,
Du hebſt das ſchwache Herz zum Licht empor!
Wer dich nicht ſchaut, der kann das Heil nicht finden,
Und wem du winkſt, iſt in der Sel'gen Chor.

Das Heimweh.

1824.

Wenn der Frühling uns naht, ſo lieblich und mild,
Wie im klaren Gewäſſer des Himmels Bild,
Wenn die Knospen ſchwellen zum Licht hervor,
Als lauſchten ſie träumend der Sphären Chor, —
Dann füllet die Bruſt
So ahnende Luſt,
Unendliches Sehnen nach ferne hin,
Denn fern iſt das Ziel dem umnachteten Sinn.

Wenn die Sonne ſinket in glühender Pracht,
Still lächelnd und ſelig erſcheint die Nacht,
Hoch funkelt am Himmel das Sternenheer
Und Schlummer ruht auf der Erde ſchwer, —
Dann füllet die Bruſt
So ahnende Luſt,
Unendliches Sehnen nach ferne hin,
Denn fern iſt das Ziel dem umnachteten Sinn.

Wenn die Glocken tönen, ſo ernſt und klar,
Zum Tempel wallet der Gläubigen Schaar,
Und ſendet zum Himmel in frommem Wahn
Die Sorgen und Leiden der Erde hinan, —
Dann füllet das Herz
So ſehnender Schmerz,
Unendliches Sehnen nach ferne hin,
Denn fern iſt das Ziel dem umnachteten Sinn!

Wenn mich Freude umrauſchet, und du biſt ſo fern,
Verſinket in Träume die Seele ſo gern!
Ich ſehe dich lächeln in ewiger Ruh,
Und jeder, und jeder Traum biſt du, —
Dann füllet das Herz
So ſehnender Schmerz,
Unendliches Sehnen nach ferne hin,
Denn fern iſt das Ziel dem umnachteten Sinn!

Was ſtillet den Schmerz, was füllet die Bruſt,
Der ewigen Leere ſich trauernd bewußt?
Wann werd ich beſeligt am Ziele ſein,
Das fern ich erblicke im dämmernden Schein,
Im Frühlingskranz,
Im Sternenglanz,
Und wenn bei der Glocke verhallendem Klang
Unendliches Sehnen zum Herzen drang?

Bei dir im ſchweigenden Erdenſchoß,
Da werd ich der Luſt und des Schmerzes los,
Zum kurzen, ſchmerzlichen Leben erwacht,
Verſink ich wieder in ewige Nacht!
Da trübet das Herz
Kein ſehnender Schmerz;
Erfüllt iſt auf ewig die Leere der Bruſt,
Vergangener Träume ſich nie mehr bewußt.

Der Menſch.

1824.

Ein Wanderer wallt durch die öde Nacht,
Verhüllt iſt der Mond, kein Sternlein lacht!
Die Wolken bedecken den Himmel ſo ſchwer,
Und dunkler Nebel die Haide umher.

Von wannen er kommt, wohin er ſtrebt, —
Der Wanderer weiß es nicht;
Im Herzen die ahnende Stimme lebt,
Doch deutet ers nicht, was ſie ſpricht.

Kein Fußpfad leitet des Wanderers Tritt,
Nur wildes Geſtrüppe durchirret ſein Schritt;
Er zögert, und wendet den ſehnenden Blick,
Nach ſeiner durchmeſſenen Bahn zurück.

Da ſieht er befreund'te Geſtalten ſo fern,
Und möchte ſie faſſen und halten gern;
Doch wie er noch zögert mit liebendem Sinn,
Zerfließen ſie ſchwindend im Nebel dahin.

Da ſchwimmt eine Thräne im trüben Blick,
Es wendet ſein Auge ſich nie mehr zurück!
Weit vor ihm ſchimmert ein trügendes Licht;
Dem ſtrebet er nach, doch erreicht er's nicht.

Dazwiſchen, ſo weit das Auge reicht,
Nur Nebel und Wüſte dem Blick ſich zeigt.
Das Irrlicht ſchwebt in den Sumpf hinab,
Und ziehet ihn nach in das ewige Grab.

Abſchiedsgruß des vertriebenen Studenten.

1825.

Zu dir ertönt, mein Mädchen ſchön,
Der letzte Gruß hinan!
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn,
Bis jenſeits, wo die Palmen wehn,
Sich löſt des Flüchtlings Bann.

Du ruhſt, von Engeln mild bewacht,
In weichem Schlafes-Arm;
Wenn dir die Morgenröthe lacht,
Dann flieh' ich fern durch öde Nacht,
An Freud' und Hoffnung arm!

Begraben tief in Kerkers Nacht
Ruht meiner Brüder Zahl;
Uns iſt durch der Verfolger Macht
Des Mitleids Thräne ſelbſt verſagt,
Umwölkt der Wahrheit Strahl!

Doch traue nicht dem falſchen Wahn, —
Verbrecher ſind wir nicht!
Wir kämpften auf der Tugend Bahn
Zu jedem Heiligen hinan,
— Die Freiheit unſer Licht!

Wie's von den alten Rittern frei
In Sagen tönet fort —
Für Frauenehr' und Herzenstreu',
Zu Schutz und Wehr vor Tirannei —
So war der Brüder Wort!

Drum wahre feſt und unverkannt
Des Freundes reines Bild.
Mich reißt es fort nach fernem Strand,
Wo noch der Treue heilig Pfand,
Wo noch die Freiheit gilt!

Iſt auch das Bruderband entehrt,
Das unſre Bruſt umzieht —
Der Lauf des Rechtes ewig währt,
Das Heil'ge, ob auch oft zerſtört,
Von Neuem ſtets erblüht.

Die Treue, die uns Brüder band,
Iſt dauernder als Erz;
Die Liebe, die uns hier umwand,
Vereint uns einſt in jenem Land,
Verklärt im Todesſchmerz!

Phantaſie von Mozart
aus C moll.
1825.

Adagio.

Aus der Ewigkeit geheimſten Tiefen
Steigt das Rieſenbild Geſchick herauf.
Alles Weh' und alle Luſt,
Die in ſchwacher Menſchenbruſt,
Alles Ahnen, alle Schmerzen,
Die im engen Menſchenherzen,
In der Zukunft Nebel ſchliefen,
Weckt des Rieſen Kommen auf.

Tauſend Blumen ſinken welkend nieder
Vor des eiſenſchweren Trittes Nah'n;
Weh! aus der ich Leben trank,
Ach auch meine Blume ſank!
Tönt der Unſchuld Ruf vergebens?
Gieb du Mörder alles Lebens,
Was du raubteſt gieb mir wieder!
Ruf' ich trotzig himmelan!
Himmelan!
Und aus lichten Himmelshöhen
Fühl' ich ihres Hauches Wehen,
Hör' ich ihren Liebesgruß!

Zu dem bang Verlaß'nen nieder
Tönt die holde Stimme wieder,
Die er ewig miſſen muß.
„Weine nicht, daß ich geſchieden
Denn verklärt im Himmelsfrieden
Lieb' ich dich und harre dein!
Wenn der ſchwere Kampf beſtanden,
Gehſt auch du aus Erdenbanden
In der Liebe Heimath ein!"
Schöner Traum von Wiederſehen!
Ach die Töne ſchnell verwehen
Und die Lichtgeſtalt entflieht!
Weile, holder Schatten, weile,
Oder nimm, zum ew'gen Heile,
Nimm mich mit in dein Gebiet!

Allegro.

Horch! in der Ferne die Stürme erwachen,
Sterne erblinden, der Mond ſich verhüllt;
Horch, wie die Donner gewaltiger krachen,
Grauſen die zitternde Erde erfüllt!
Könnt' ich auf des Blitzes Schwingen,
Der durch ſchwarze Wolken bricht,
Aufwärts zur Geliebten bringen,
Aufwärts zu dem ew'gen Licht!

Aber noch in feſten Schlingen
Mich der Staub darniederhält,
Und kein Blitz verleih't mir Schwingen,
Daß ich dräng' in jene Welt!

Doch es ſchweigt des Sturmes Wüthen,
Wieder kehrt des Mondes Schein;
Alle Fluren, alle Blüthen
Saugen Himmelsbalſam ein!

Andantino.

Süße Wehmuth, — Himmelsthau,
Der mit Perlen hell die Au,
Der mit Ruhe, die von oben leuchtet,
Mir das heiße Herz befeuchtet, —
Aus der blauen Ferne
Träufelſt du herab,
Wenn die goldnen Sterne
Blicken auf ihr Grab;
Harmonieen tönen
Aus dem Grab herauf,
Und in weichem Sehnen
Löſt das Herz ſich auf.

Strahlen zucken nieder
Himmelstöne drin.
Rufen ſie mich wieder
Zur Geliebten hin?

più Allegro.

Ja, der Lieb' und des Todes Gesandten
Laden zur ewigen Ruhe dich ein;
Doch aus den Ketten, die hier sie umwandten,
Muß sich die Seele erst blutend befrei'n.

Bilder, die lockend den Kerker umschweben,
Banden von Rosen und Banden von Erz,
Hoffnung und Furcht, die Begleiter im Leben,
Dringen noch einmal ans brechende Herz.

Doch wie die Strahlen, die Töne, sich mehren,
Fallen die Banden der Erde herab,
Schwingt sich die Seele zu höheren Sphären,
Sinket die irdische Hülle ins Grab.

Tempo primo.

Ueber Wiegen, über Grabestiefen,
Geht des Schicksals Bahn in Ewigkeit!
Alles Weh' und alle Lust,
Die in schwacher Menschenbrust,
Alles Ahnen, alle Schmerzen,
Die im engen Menschenherzen,
In dem dunkeln Schooß der Zukunft schliefen,
Schlafen wieder — in Vergangenheit!

Die Weihe der Töne.

1825.

Einſam lagen die Gefilde
In des Lenzes Blumenpracht;
Durch die ſchweigenden Gebilde
Wandelte der Menſch in Nacht;
Folgte nur dem wilden Triebe,
Nicht des Herzens ſanfter Spur;
Keine Töne fand die Liebe,
Keine Sprache die Natur.

Da wollte ſich die ew'ge Güte künden,
Und hauchte in des Menſchen Bruſt den Klang!
Und ließ die Liebe eine Sprache finden,
Die ihm beſeligend zum Herzen drang.

Ihn grüßt die Nachtigall mit Liebestönen,
Es rauſcht der Wald ihm Harmonieen zu,
Des Zephyrs Säuſeln füllt die Bruſt mit Sehnen,
Des Baches Wellen flüſtern ihn zur Ruh.
Da ſchwinget bei der Töne heil'gem Wehen

Der Geiſt, befreit von jedem Erdenband,
Sich triumphirend zu des Himmels Höhen,
Und grüßt der Träume ſchönes Vaterland.

Heil'ge Töne, Friedensklänge
Aus der unbekannten Welt!
Zu des Lebens Luſt und Strenge
Seid ihr treu uns zugeſellt!

Bei des Kindes erſten Schmerzen
An der treuen Mutter Bruſt,
Dringt ihr ſchon zum kleinen Herzen,
Und verkehrt den Schmerz in Luſt.

Auf des Säuglings Wiege leiſe
Zaubert ihr die ſüße Ruh;
Haucht mit ſanfter Liedesweiſe
Goldne Traumgebild' ihm zu.

Auch zu der Jugend fröhlichen Reigen
Ladet ihr ein mit Allgewalt,
Und die finſteren Sorgen ſchweigen,
Wenn der jubelnde Tanz erſchallt.
Schnell von der Stirn ſind die Wolken entflogen,

Heiter wird der umdüſterte Sinn,
Leicht getragen von tönenden Wogen
Schwebt der beflügelte Fuß dahin.

In der Nacht verſchwiegner Hülle
Tönt ihr aus des Jünglings Mund,
Thuet ſeiner Liebe Fülle
Sehnend der Geliebten kund.
Heil'ge Töne, Liebesklänge,
Eure Zaubermacht erweicht
Des geliebten Herzens Strenge,
Und des Jünglings Klage ſchweigt.

Aber auch wild zum Getümmel der Schlachten
Rufet ihr mit der Begeiſt'rung Gewalt;
Lehret den Jüngling, das Leben verachten,
Wenn die Trompete zum Kampfe erſchallt.
Sorgen und Furcht und Gefahren entſchwinden
Hinter den ſiegenden Tönen zurück,
Blutige Lorbeern der Stirn zu umwinden,
Wendet ſich vorwärts der feurige Blick.

Doch wenn ihr kühn und wild begonnen
Mit Kampfesruf und Schlachtgeſang,

Dann winkt ihr, iſt der Sieg gewonnen,
Zurück mit ſanftem Friedensklang.
Dann tragt ihr auf der Andacht Schwingen
Das Herz zum ew'gen Gott empor,
Und lehrt der Sieger frohen Chor,
Dem Gott der Schlachten Dank zu bringen.

Heil'ge Töne, euer Frieden
Folgt dem Müden noch hinab,
Wenn er, von der Welt geſchieden,
Einſam niederſank ins Grab.
Seiner Lieben ſtummem Sehnen
Flüſtert ihr Erhörung zu,
Gebt den Thränenloſen Thränen,
Dem Geſchiednen ew'ge Ruh.

Heil'ge Töne, ſeid ihr ſchöne Träume
Aus dem unbekannten Vaterland?
Seid ihr Kinder jener ſel'gen Räume,
Uns als Friedensboten zugeſandt? —
O verlaßt mich nimmer, holde Töne!
Sagt mir viel von jener ſchönen Welt!
Daß ich mich in eurer Heimath wähne,
Nicht der Feſſel denke, die mich hält!

An einen zurückkehrenden Leichenwagen.

1825.

Mit bleicher Wange und erloſch'nem Blick
Kehrt zögernd eine Trauerſchaar zurück;
So hat der Tod ſein Opfer, ungerührt,
Dem Arm der Liebe wiederum entführt!

Bis wo des dunkeln Reiches Grenzen ragen,
Haſt du's in deinem engen Schooß getragen;
Den Pfad, der über jene Grenze führt,
Den haſt du, ſchwarzer Wagen, nie berührt.

Du gleichſt dem Wagen, der die Fürſtenbraut
Dem fernen Bräut'gam, dem ſie angetraut,
Der ihres Lebens Blüthe brechen wird,
Ein wehrlos Opfer, in die Arme führt.

Sie wuchs empor an treuer Mutter Bruſt,
Des nahenden Geſchickes nicht bewußt;
Umgeben von der Schweſtern theurem Kreis,
Der Mutter Stolz, der Mädchen Preis.

Was nur des Lebens Füllhorn bieten kann,
Das bot des Schickſals Gunſt ihr freundlich an;
Und was ein Menſchendaſein nur verſchönt,
Das ward vergebens nicht von ihr erſehnt.

Wohl ſchlang ihr Herz manch theures Band
Um ihrer Jugend ſchönes Land;
Und jeder Wunſch und jeder Blick
Erſah der Zukunft heitres Glück.

Da nahte aus der grauen Ferne her —
Aus welcher nimmer frohe Wiederkehr —
Der ernſte Bote, der der Jungfrau Hand
Dem unbekannten Herren feſt verband.

Vergebens ſtrömte ihrer Thränen Fluth,
Vergebens kämpfte ihres Flehens Gluth;
Um Rettung bat ſie die geliebte Flur, —
Vergebens — ach, ſie weinte mit ihr nur!

Und jeder Quell, dem ſie ihr Leid verrieth,
Und jede Blume weinte, als ſie ſchied;
Und jedes Lied und jede Freude ſchwieg —
Kalt feierte das Schickſal ſeinen Sieg.

Da war der prächt'ge Abſchiedszug bereit,
Es harrte ſchon das bräutliche Geleit;
Und vor des feuchten Auges Scheideblick
Floh ſchnell die heitre Heimatsflur zurück.

Von jedem Troſt, den Mitempfindung giebt,
Von jedem Weſen fern, das ſie geliebt,
Muß ſie dem Herrſcher, den ſie nie geſehn,
Ins fremde, öde Land entgegengehn.

Und wenn der Zug die Grenze nun erreicht,
Der treuen Diener kleine Zahl entweicht,
Und in der Abendröthe letztem Gold
Der Wagen, der ſie hergeführt, entrollt, —

Und wenn ſie vor dem eiſ'gen Freier zagt,
In deſſen Bruſt kein Strahl der Liebe tagt,
Vor ſich den langen trüben Erdentag —
Und wenn dann doch das arme Herz nicht brach! — —

Nein, ſchwarzer Wagen, du biſt fromm und treu;
Wenn Trennung deiner Opfer Loos auch ſei,
Du weihſt ſie nicht dem hoffnungsloſen Schmerz;
Auf ewig brichſt du mild zuvor ihr Herz!

An Friedrich Gerſtäcker.

1825.

Ruhe friedlich nun, nach Sturmes Wüthen,
Du zerbrochne Harfe, in der Gruft!
Dich beſtreut der Lenz mit ſeinen Blüthen,
Trauernd wallt um dich der Blumen Duft!

Roſen tauchen ihrer Blätter Hülle
In das Blut, das deiner Bruſt entquoll,
Wenn in deiner Töne ſel'ger Fülle,
Dir das Herz in tiefer Sehnſucht ſchwoll.

Auf dem Grabe lauſchen Nachtigallen,
Ach vergebens, deinem Himmelston!
Nimmer wird die todte Harfe hallen,
Denn der Hauch des Geiſtes iſt entflohn!

Nimmer wird die Saite mehr erklingen,
Die in Luſt und Schmerz ſo oft erklang;
Denn die letzten Töne wurden Schwingen,
Als des Sängers Saitenſpiel zerſprang. —

Engels-Schwingen, die in lichtem Schweben
Seine Seele von der Sehnsucht Strand,
In das heil'ge Reich der Töne heben,
In der Harmonieen Vaterland!

Wer, wie du, vom Göttlichen gab Kunde,
Blieb dem dumpfen Erdentreiben fern;
Schwarze Zweifel aus der Neider Munde
Trüben nicht der Wahrheit reinen Stern.

Aber die des Sängers Herz verstanden,
Die die heil'ge Sprache der Natur
Glaubensvoll in reiner Brust erkannten,
Knieen weinend auf der Todtenflur!

In den Herzen leben noch die Stunden,
Wo dein Jubelruf es aufwärts trug,
In den Herzen bluten noch die Wunden,
Die dein Klang voll weicher Sehnsucht schlug.

Nimmer wird die Harfe mehr ertönen,
Nimmer löset sich des Grabes Band, —
Aber tief erwacht in uns das Sehnen
Nach des Sängers stillem Heimathsland!

Blumentroſt.

1825.

Als im Herbſt die letzten Blumen ſtarben,
Von des Nordwinds Eiſeshauch erſtarrt,
Der Natur der holde Glanz der Farben
Und der Blätter Schmuck entriſſen ward,

Ach, da weinteſt du und fragteſt leiſe:
„Wenn auch wir im Winterſturm vergehn,
„Weckt auch uns dann, nach der Blumen Weiſe,
„Einſt ein ſchön'rer Lenz zum Wiederſehn?“

Und des Winters Grabesſchauer ſchwanden,
Wiederkehrte helle Frühlingsluſt;
Und im reichſten Farbenſchmuck erſtanden
Alle Blumen aus der Erde Bruſt;

Doch du ſah'ſt nicht mehr des Lenzes Prangen,
Feſt verſchloſſen blieb der ſüße Blick;
Mit den Blumen warſt du heimgegangen —
Ach, ſie kehrten ohne dich zurück!

Und, zum Himmel blickend, fleht' ich leise:
„Laß auch mich im Wintersturm vergehn,
„Daß wir bald uns nach der Blumen Weise
„In dem schön'ren Frühling wiedersehn!"

Brachte denn der neue Lenz die Blumen wieder,
Die dir, armer Träumer, der entschwund'ne bot?
Neue Blüthen streut der neue Frühling nieder —
Aber die gestorbnen bleiben ewig todt!

Ewiges Wiederſehn.

1825.

Verlaſſen ſaß ich am rauſchenden Bach,
Und träumte der ſchönen Vergangenheit nach,
Und dachte des Freundes im frühen Grab,
Und rief in die ſtrömenden Wellen hinab:

„Die Stunden entfliehen, die Tage vergehn,
Dich werd' ich hienieden nicht wiederſehn!"
Da hob ſich aus Wogen die Nixe empor,
Und flüſterte leiſe dem Träumer ins Ohr:

„Umweht dich ſein Geiſt nicht im Blumenduft?
„Umſpielt dich ſein Hauch nicht im Säuſeln der Luft?
„Erblickſt du ihn nicht in der Blüthe des Mai's?
„Erkennſt du ſein Blut nicht im knospenden Reis?"

„Der, den du beweineſt in thörigtem Harm,
„Umfängt dich ja rings mit liebendem Arm!
„Vernimm es; dir werde durch meinen Mund
„Die tröſtende Sage vom Wiederſehn kund!"

„Die Sonne erwacht hinter glänzenden Höh'n,
„Und Blumen und Wogen vom Schlummer erſtehn,
„Und, leiſe wehend, der Morgenwind
„Ein liebliches Spiel mit den Wellen beginnt;"

„Den klarſten Tropfen ſucht er heraus,
„Und wölbt ihn zur ſchimmernden Blaſe aus;
„Verſchließet ſich gern in des Tropfens Bruſt,
„Und ſchwimmt auf den Wellen in kindiſcher Luſt;"

„Und wenn dann im Mittag die Sonne ſteht,
„Und draußen im Haine kein Lüftchen mehr weht,
„Dann kommen die glänzenden Strahlen herab,
„Und ſpiegeln ſich farbig im Bläschen ab."

„Dann wird es dem Bläschen ſo liebend zu Sinn;
„Zum Ufer ſchwimmt's an ein Blümchen hin;
„Dann freuen ſich beide im freundlichen Licht,
„Und denken der fliehenden Stunden nicht!"

„Doch wenn zu den Bergen die Sonne ſich neigt,
„Durch blühende Haine der Abendwind ſtreicht,
„Dann ſehnt ſich der Hauch in des Tropfens Bruſt
„Nach alter, fröhlicher Windesluſt;"

„Zerbricht das enge beſchränkende Haus,
„Und flieht in des Abendwinds Wehen hinaus;
„Da fällt der trügende Schimmer herab,
„Der Tropfe ſinkt in der Wellen Grab.“

„Doch weint das verlaſſene Blümchen nicht,
„Denn wenn auch die flüchtige Form zerbricht,
„Beſtändig umfängts ja die liebende Luft,
„Und ewig entquillt ja der Tropfe der Gruft!“

Sängerfahrt.

1825.

Die Sonne hinter den Bergen ruht,
Den Nachen ſchaukeln die Wogen;
Hinaus, hinaus in die rauſchende Fluth,
Vom Sternengewölbe umzogen!

Des Tages Geräuſch iſt zur Ruhe gebracht,
Und Freuden und Leiden verklingen;
Doch zieht ein Schwan durch die ſchweigende Nacht,
Und reget die tönenden Schwingen.

Zum nächtlichen Himmel freudig hinan
Erheben ſich unſre Geſänge,
Und weithin über die hallende Bahn
Verſchweben die wogenden Klänge.

Und leiſer die fliehende Welle rauſcht,
Es hemmt der Zephyr die Flügel,
Und unten die freundliche Nixe lauſcht,
Und lächelt im wogenden Spiegel.

Dann ſchwebt ſie ſtill aus der Tiefe hervor,
Und folgt den verhallenden Chören;
Und ſtreckt die ſchirmenden Arme empor,
Um Klippen und Fluthen zu wehren.

Doch faßten auch Stürme den ſchwankenden Kahn,
Und drohte der Tod am Geſtade —
Cäcilia ſchützet der Sänger Bahn,
Und ſchmücket mit Blumen die Pfade.

Der Sextquartenaccord (als Vorhalt).

1825.

Wohl zog ich die Meere und Länder hindurch,
Zu ſuchen die ewige Friedensburg;
Bald ſchmiegte der Pfad ſich durch blühende Au'n,
Bald drang er durch Felſen und nächtliches Grau'n;
Doch dräuende Schrecken und Freudengeſang
Sie ſtillten mir nimmer des Herzens Drang!
Nun ſchimmert ſie vor mir, geöffnet das Thor,
Draus ſchallen die Chöre der Sel'gen hervor —
O ſchlage nicht höher vor Sehnen und Luſt,
Du ſprengeſt, mein Herz, mir die zitternde Bruſt;
Noch gilt es den Sprung durch den Abgrund hindurch,
Erſt jenſeits erglänzen die Zinnen der Burg!

Der Sextenaccord (Dur).

O traure nicht, daß die ersehnte Stunde
So schnell dem Glücklichen vorüberrauscht;
Daß bei der Seelen festgeschlungnem Bunde
Das Ohr umsonst der süßen Stimme lauscht!
Dein Glück hast du in ihrem Blick gelesen,
Flieht auch die schöne Wirklichkeit zurück;
Drum traure nicht, daß es ein Traum gewesen,
Wär es kein Traum, o wär' es dann ein Glück?

Ständchen.

1825.

Wie friedlich ſchlummert die weite Natur,
Und athmet in wogenden Düften nur;
Die Nachtigall ſchweigt unter blühendem Dach,
Als ſänne ſie ſchöneren Weiſen nach;

Die Blumen ſchlafen in ſanfter Ruh,
Und nicken träumend den Schweſtern zu,
Die golden auf blauem Gefilde glühn,
Und ewig in ewigem Frühling blüh'n.

Es ruht die Geliebte in ſtillem Gemach,
Ihr ziehen die Lieder des Sängers nach;
O weckt ſie nicht, Töne, aus heiliger Ruh';
Nur leiſe flüſtert im Traume ihr zu;

Und deutet es ihr, was die Nachtigall ſingt,
Und ſagt ihr, was Blume mit Blume verſchlingt,
Was Leben mit Leben ſo innig verwebt,
Was glühend den Buſen des Sängers durchbebt;

Ach klagt ihr der Liebe verborgenes Leid,
Das euch zu der Liebe Geſandten geweih't;
Denn, die die verſtummende Lippe nicht wagt,
Die Sprache des Herzens iſt euch nicht verſagt.

Und wenn ihr dann ſtill die Geliebte gegrüßt,
Das milde, ſchlummernde Auge geküßt,
Dann wiegt ſie in Träume von himmliſchem Glück,
Und — kehrt zum verlaſſenen Sänger zurück!

Räthſel.

1825.

Ich kenn' ein Reich, — kein Späher kann es finden,
Und wenn er aller Länder Kreis durchzieht, —
Ein Reich, wo alle Erdenleiden ſchwinden,
Wo ew'ger Lenz und ew'ge Jugend blüht.

Nicht in Palläſten mag der Herrſcher wohnen,
Ihn ſchmückt nicht eitler Erdenfürſten Pracht,
Doch ſtrahlt er hoch vor allen Erdenthronen,
Und jede Seele beugt ſich ſeiner Macht.

Das Band, das Fürſt und Unterthan umwindet,
Das Siegel, das zum Herrſcher ihn erhebt,
Nicht auf Gewalt und Erbrecht iſts gegründet;
Geheimnißvoll hat's die Natur gewebt.

Der Diener Daſein ruht in ſeinen Händen,
Zum Leben ruft ſie erſt ſein Wink hervor,
Und wenn ſie ihre kurze Laufbahn enden,
So ſchwingen ſie zum Himmel ſich empor.

Doch reich und mannichfaltig iſt ihr Walten,
Und wunderbar iſt ihre Geiſtermacht;
Kein Schloß noch Riegel mag die Freien halten,
Und ihren Zauber ſtört nicht Tag noch Nacht.

Wenn Wolken ihres Herrſchers Stirn umdüſtern,
Und bange Sorge ſeine Seele beugt,
Dann nahen ſie mit liebevollem Flüſtern,
Das bald den Feind aus ſeiner Bruſt verſcheucht.

Und alles Schöne, was die Räum' umſchließen,
Und alles Schön're, was das Herz erſehnt,
Freiwillig legen ſie's zu ſeinen Füßen,
Bis ſich das ſtolze Herz befriedigt wähnt.

Doch naht ein Ungeweihter ihren Hallen,
Und faßt den Herrſcherſtab mit frecher Hand,
Daun ſind die Diener trotzige Vaſallen,
Und brechen des Gehorſams altes Band.

Von allen Seiten nahen böſe Geiſter,
Und höhnen den verwegnen Fremdling aus;
Kein Zauberbuch macht ihn zu ihrem Meiſter,
Und ſpottbeladen muß er bald hinaus.

Doch kehrt alsdann der rechte Herrſcher wieder,
Empfängt ihn froh der guten Geiſter Chor,
Und huldigt ſeinem edleren Gebieter,
Und hebt ihn zum verlaß'nen Thron empor.

Und die im Lied des Herrſchers Namen fanden,
Der eines ſolchen Reiches ſich erfreut,
Die grüßt er wohl als ſeines Stamms Verwandten —
Die kennen ſeines Reiches Herrlichkeit! *)

---

*) Vergl. S. 79.

Schlafenszeit.

Ein Gespräch zwischen Vater und Sohn
am Weihnachtsabend.

1825.

Der Ruhe ist die Nacht geweiht,
Geh, Kind, zu Bett, 's ist Schlafenszeit!
„Ach, Vater, sieh', den ganzen Tag
Hab' ich, soviel die Kraft vermag,
Bei strenger Arbeit zugebracht,
Und frohen Muthes dran gedacht,
Daß, wenn die Feierstunde klingt,
Der heil'ge Christ die Gaben bringt; —
Und von den kaum erlangten Freuden
Soll ich so früh schon wieder scheiden?
Eh' ich den Schatz noch recht gesehn,
Soll ich, du willst's, zu Bette gehn?"
— Mein Kind, so ist der Lauf der Welt!
Zur Arbeit ist der Tag bestellt,
Und ach, nicht stets schließt Schlummersruh'
Die müden Augen Abends zu!
Doch, wem nicht Krankheit, Leid und Gram

Des Menſchen Herz, für Luſt und Schmerz ſtets offen,
Schlingt ſich ſo gern mit Hoffnungsranken an;
Wie oft es auch der Wahrheit Strahl getroffen,
Doch läßt es nimmer von dem ſüßen Wahn.

So knüpft ihr mit des jungen Jahres Tagen
Den Bund aufs Neue, den mein Tod gelöſt;
Und jeder Traum wird mit hineingetragen,
Und jede Hoffnung wurzelt in ihm feſt.

O denket, wie auch ich im Jugendglanze,
Mit froher Haſt erſehnt, euch einſt erſchien!
Ach, nur aus meinem nun verwelkten Kranze
Entſproßt der neuen Hoffnung friſches Grün.

Kann der Verweſung Keim euch Früchte tragen?
Reift dieſes Grün nicht auch dem Grabe zu? —
Ach, manches Herz, das heute froh geſchlagen,
Trägt wohl das junge Jahr zur ew'gen Ruh.

Drum feiert nicht ein rauſchend Feſt der Freude,
Nicht vorwärts irre trunken euer Blick;
Noch einmal wendet euch, eh' ich verſcheide,
Mit liebender Erinnerung zurück.

Noch einmal denkt an jede ſchöne Blüthe,
Die meine Hand euch freundlich dargereicht,
An jedes Hochgefühl, das euch durchglühte,
An jedes ſüße Weh, das euch erweicht;

An jedes zarte Band, das nun zerriſſen,
An jeden Zauber, den die Zeit zerſtört,
An jeden Traum, dem ihr entſagen müſſen —
An jede Stunde, die nicht wiederkehrt!

Ach, Alles iſt verſunken und vergangen;
Und wenn die Zeit auch neue Kränze ſchlingt —
Erblichen ſind die Roſen eurer Wangen,
Die keine Zeit, kein Lenz euch wiederbringt.

Des Buſens milde Wärme iſt erkaltet,
Der heitre Glanz des Auges iſt getrübt,
Der frohe Jugendglaube iſt veraltet,
Und todt und ſtarr, was glühend ihr geliebt.

Drum fordert nicht vom armen Erdenleben,
Was ſeine Dauer nimmer euch gewährt,
Nur Hoffnung mag es euch, und Sehnſucht, geben,
Und Träume, die des Morgens Hauch zerſtört!

Was ich euch war, und was ich euch gegeben,
Es iſt des langen Lebens kurzes Bild; —
Mag dieſes Bild euch freundlich noch umſchweben,
Wenn mich das ew'ge Dunkel bald umhüllt.

Doch ſinkt euch einſt das Lebensjahr danieder,
Dann nahe euch ein Traum, aus Licht gewebt,
Und wecke längſt verklungnes Sehnen wieder,
Und führ' euch hin, wo es als Wahrheit lebt!

Spohrs Jessonda.

1826.

Das Land, wo alle Herzen sanfter schlagen,
Das Land, wo jede Blume schöner blüht,
Wo Wellen treu mit dem Verlass'nen klagen,
Wohin verfolgte Unschuld sicher flieht —

Wo Wiedersehn getrennte Herzen feiern,
Und Glück und Liebe ihren Rosenbund —
Nicht darfst die Meere du darnach durchsteuern,
Nicht such's, Nadori, auf dem Erdenrund!

Aus Licht und Dunkel, Seligkeit und Schmerzen,
Baut sich in Harmonieen eine Welt,
Die nicht ein Irrlichtglanz von losen Scherzen —
Die einer höhern Sonne Strahl erhellt!

Es ist das ewig heitre Reich der Töne,
Es ist der Dichtung unentweihtes Land,
Das freudig dir, dem liebsten seiner Söhne,
Die schönsten seiner Gaben zugewandt.

Des reinen Jünglings kühnes Widerstreben,
Wenn geist'ger Knechtschaft Fessel ihn umzieht,
Der ersten Liebe ahnungsvolles Leben,
Das ist es, was in deinen Tönen glüht!

O ſchöner Traum, wenn vor der Seele Blicken
Das Bild der Jungfrau ſtill vorübergeht,
Wie höh're Roſen ihre Wangen ſchmücken,
Als zu ihm auf die ſanfte Bitte fleht!

Laß ab, Jeſſonda, ſeinem Muth zu wehren,
Hinweg vom Grabe wende deinen Blick —
O kannſt du's nicht in dieſen Tönen hören,
Er rettet dich! er zwinget das Geſchick!

Doch du willſt freudig auf den Holzſtoß eilen;
Dir zeigt der Himmel keinen Hoffnungsſtern,
Kein Balſam kann das wunde Herz mehr heilen,
Denn der Geliebte iſt auf ewig fern!

So wie die Morgenröthe, die beim Scheiden
Die theure Küſte einmal noch beſchien,
So wie die Wellen, die das Schiff begleiten,
So flüchtig ſchwand der Liebe Glück dir hin!

Vertrau' es denn den freundlich ſtillen Blüthen,
Daß ſie's ihm künden, wenn du nicht mehr biſt;
Daß ſie ihm deinen letzten Gruß entbieten:
„Daß nimmer ihn Jeſſonda's Herz vergißt.“ —

Flieh', düſtrer Traum! auf's Neue blüht das Leben!
Er naht! er reißt dich kühn aus Henkers Hand! —
Halt ein, Triſtan! du haſt dein Wort gegeben,
Die Ehre ward der Waffenruhe Pfand.

Unglücklicher! ha, ungeheure Schmerzen
Durchtoben nun die wildbewegte Bruſt,
Da du, mit neuer Lebensluſt im Herzen,
Dem Tode die Geliebte opfern mußt!

Du ſiehſt im Geiſt den Scheiterhaufen lodern,
Siehſt, wie ſie fruchtlos nach Erbarmen ringt,
Wie ihre Blicke Rettung von dir fodern,
Wie ſchon die Flamme gierig zu ihr dringt —

Da naht die Hoffnung in Nadori's Zügen:
„Das heil'ge Band der Ehre löſt Verrath!
Zum letzten Kampfe laß die Fahnen fliegen!
Das Schwert eröffnet dir den kühnen Pfad!“

Nicht lange wird Jeſſonda einſam trauern,
Gefangen in des Tempels grauſer Nacht;
D'Acunha's Schwert zerſtört der Feinde Mauern,
Des Himmels Blitz vertilgt der Götzen Macht!

Und auf den Trümmern ſteht der Held als Sieger,
In ſeinem Arm die ſchwer erkämpfte Braut;
Zum Himmel tönt der Jubel ſeiner Krieger,
Von dem des Friedens Segen niederthaut.

Heil dir, Nádori! Wahrheit wird dein Sehnen!
Dein dunkles Auge glüht in Siegesluſt,
Als Retter danken dir Jeſſonda's Thränen,
Und die Geliebte ſinkt an deine Bruſt!

Wohl wird vor ſolcher Klänge Zauberleben
Die Wirklichkeit zur bleichen Nachtgeſtalt;
Die Menſchenbruſt kann keine Regung heben,
Die hier nicht reiner, edler wiederhallt!

Gefühle, die im Herzen heilig ſchliefen,
Die keine Sprache kund zu thun vermag —
Es ſchaut der Meiſter in der Seele Tiefen,
Und bringt ſie alle herrlich an den Tag!

O ſelig Der, in deſſen reichem Buſen
Der ſtille Keim zu ſolchem Werk gedeiht;
Ihm reichen, mit dem Lorbeerkranz, die Muſen
Den ſchönern Kranz der reinſten Menſchlichkeit!

Die Aeolsharfe.

1826.

Ein Zephyr trägt geheimnißvolle Töne
Entſchwebend durch die lauſchende Natur;
Sie ziehen hin, wie lebensmüde Schwäne,
Hinüber nach der heimathlichen Flur.

Wie die Natur in ſeelenloſem Weben
Zu friſcher Jugendblüthe ſtets erwacht,
Und nur des Menſchenherzens warmes Leben
Nach kurzem Lenz verſinkt in ew'ge Nacht;

So ſchwingt von Neuem ſtets die todte Saite,
Vom milden Hauch der Abendluft umwallt,
Wenn ſpurlos bald in ungemeß'ner Weite
Beſeelt und ſehnſuchtsvoll der Ton verhallt.

Maireiſe.

1826.

Wenn Wald und Flur von Hoffnung ſpricht,
Die Erde friſche Kränze flicht,
Ein Frühlingslüftchen, leicht beſchwingt,
Den Blumen ferne Grüße bringt; —

Dann dringt ein Ruf ins Menſchenherz,
Der klingt wie Troſt, der klingt wie Schmerz;
Regt auf den ſtillergebnen Sinn,
Und lockt in weite Ferne hin.

Nicht Worte ſinds, nur leiſer Klang;
Nicht kündet er, woher er drang;
Doch wer den Ruf vernimmt, der wähnt,
Dort ſei das Land, was er erſehnt. —

Wirft die gewohnte Bürde ab,
Und greift zum leichten Wanderſtab,
Und folgt dem Rufe ohne Wahl,
Hinauf, hinab durch Berg und Thal.

Doch, ob er eilt, und ob er ſtrebt,
Und ſeine Hoffnung neu belebt —
Die Ferne weicht vor ihm zurück,
Und in der Ferne bleibt ſein Glück.

Er fragt die Blumen, fragt den Wald,
Woher der ſüße Klang erſchallt; —
Ihr Blick wohl freundlich zu ihm ſpricht,
Doch, was er meint, verſteh'n ſie nicht.

Er wandelt Land und Meer entlang,
Er ſucht in Sturm und Wogendrang; —
Doch was er ſah, und was er fand,
War nimmer das erſehnte Land!

Und wie er noch vergebens lauſcht,
Iſt ſchon der ſchöne Mai verrauſcht;
Der Blüthen Schmuck zur Erde wallt —
Mit ihm der ſüße Ruf verhallt.

Da ſchwindet das geträumte Glück,
Der Pilger wendet ſich zurück;
Doch in der tiefbewegten Bruſt
Bleibt eine Ahnung höh'rer Luſt.

Zu der Eltern Silberhochzeit.

20. Dec. 1826.

Wenn wonnebebend zu des Altars Füßen,
Des Bräut'gams Arm die junge Braut umſchlingt,
Und fromme Segenswünſche ſie begrüßen,
Und hoch vom Thurm die Feierglocke klingt,

Dann breitet ſich vor den entzückten Blicken,
Das Leben wie ein Frühlingsgarten hin,
Wo tauſend Blüthen ihnen freundlich nicken, —
Den tauſend Pfade friſch und froh durchziehn.

Und jede Klippe birgt ſich hinter Roſen,
Und jede Wüſte deckt ein täuſchend Grün,
Und leichtbeſchwingte Frühlingslüftchen koſen,
Wo wilde Stürme einſt den Hain durchziehn.

Ach, nicht der Freude nur gehört das Leben;
Es iſt der Hoffnung und der Täuſchung Spiel;
Nicht als Geſchenk wird uns das Glück gegeben,
Und ſel'ge Ruh iſt nur des Kampfes Ziel.

Es folgt dem ſchönen, duftumhauchten Morgen
Ein oft getrübter mühevoller Tag;
Wie ſchwarze Wolken nah't das Heer der Sorgen,
Das hinter ſonn'gen Höh'n verborgen lag.

Der Gatte ſteht am Krankenbett des Gatten,
Und weint und fleht in mancher bangen Nacht;
Der Eltern ſtolze Hoffnung will ermatten,
Wenn bei dem Kinde die Verſuchung wacht;

Der Mutterliebe Sorge, nimmer raſtend,
Erblickt in jeder Ferne nur Gefahr;
Des Amtes Pflichten, auf dem Vater laſtend,
Sie bleichen vor der Jahre Flucht ſein Haar;

Und aus der Heimath durch Gewalt vertrieben,
Weil er für Recht und Wahrheit muthig ſtritt,
Muß er die Freunde laſſen, die ihn lieben,
Die Fluren, die er oft als Kind durchſchritt! —

Da ſchweigt der Sturm, die Wolken ſinken nieder;
Sanftlächelnd naht Euch das errungne Glück;
Des Brauttags heil'ge Feier kehret wieder,
Und bringt der Seelen Frühling mit zurück!

Wie damals von der Freunde Kreis umfangen,
Wie damals grüßt und ſegnet Euch ihr Mund;
Und die ſeitdem zur Ruhe eingegangen,
Sie blicken frohverklärt auf Euren Bund.

Denn, wenn Ihr damals in des Lebens Garten,
Nur fremde Blüthenpracht Euch ſtrahlen ſah't, —
Die Lebensblumen, die jetzt Eurer warten,
Entkeimten dankend Eurer eignen Saat.

So ziehe heute denn in Eure Herzen,
Der heitern Ruhe Glück auf ewig ein;
Und wir, die Pfänder Eurer Sorg' und Schmerzen,
O möchten wir's auch Eurer Freude ſeyn!

Auch unſrer Jugend Blüthe wird erbleichen,
Bis Euch der goldne Kranz das Haupt umflicht;
Doch nie die Lieb' aus unſern Herzen weichen,
Die treu aus dieſen Zeilen zu Euch ſpricht.

Sonntagsläuten.

1827.

Wie der Schweizer, wenn das Alphorn tönt,
Ewig ſich nach ſeiner Heimath ſehnt,
Nach den ſonnenhellen Bergeshöhen,
Nach den blauen waldumkränzten Seen,
Nach der engen väterlichen Hütte,
Einſam in des ſtillen Thales Mitte,
Wie ihm nicht der Jahre Flucht,
Nicht des Denkens reife Frucht,
Nicht der Liebe ſüßes Band,
Nicht des Glückes reichſtes Pfand,
Jene Saite in der tiefen Bruſt bezwingt,
Die ſo ſchmerzlich immer, immer wiederklingt, —

Alſo regt ſich's tief im Innern,
Alſo mahnt's, wie ſchmerzliches Erinnern,
An der Kindheit ſtilles Paradieſesthal,
Mild beleuchtet von des Glaubens Strahl, —
An des Lebens erſte weiße Blüthen,
Die im Morgenroth der Ahnung glühten,

An der Hoffnung mailich grüne Auen,
D'rauf der Liebe Sterne niederſchauen;
An ein blühend ſchönes Jugendland,
Das ich nur in Träumen einſt gekannt!
Ach, bei dieſen deutungsſchweren Tönen
Muß ich's die verlorne Heimath wähnen;
Und ſo läuten ſie mir ſtets zu Grabe,
Was ich nie und nie beſeſſen habe.

Die Liebe.

1827.

Vergebens ſucht der Zweifler die Gefilde,
Von wo dein Hauch, o Liebe, zu uns drang.
Iſt deine Macht ein eitles Wahngebilde,
Dein Name nur ein deutungsloſer Klang?

Du biſt, biſt ewig in der Dichtung Reichen,
Biſt ewig in des Sängers ſtiller Bruſt;
Und jede Liebesblüthe muß erbleichen,
Iſt er nicht deiner Göttlichkeit bewußt.

Dort, wo im leichten Tanz die Elfen ſchweben,
Dort, wo die Fee'n in ew'ger Schöne blühn,
Dort gab dir einſt die Phantaſie das Leben
In ihres Jugendſchwunges höchſtem Glühn.

Sie ließ dich mild zu uns herüber wallen
In dieſer Erde düſter-kaltes Land;
Du ſchwebteſt glänzend über unſern Hallen,
Und reichteſt lächelnd uns die Götterhand.

Wo in der Bruſt der heil'ge Funke lebte,
Den fachteſt du zur lichten Flamme an,
Und wo ein Herz zum ewig Schönen ſtrebte,
Das zogſt du frei und kühn zu dir hinan!

An der Hoffnung mailich grüne Auen,
D'rauf der Liebe Sterne niederſchauen;
An ein blühend ſchönes Jugendland,
Das ich nur in Träumen einſt gekannt!
Ach, bei dieſen deutungsſchweren Tönen
Muß ich's die verlorne Heimath wähnen;
Und ſo läuten ſie mir ſtets zu Grabe,
Was ich nie und nie beſeſſen habe.

Die Liebe.

1827.

Vergebens ſucht der Zweifler die Gefilde,
Von wo dein Hauch, o Liebe, zu uns drang.
Iſt deine Macht ein eitles Wahngebilde,
Dein Name nur ein deutungsloſer Klang?

Du biſt, biſt ewig in der Dichtung Reichen,
Biſt ewig in des Sängers ſtiller Bruſt;
Und jede Liebesblüthe muß erbleichen,
Iſt er nicht deiner Göttlichkeit bewußt.

Dort, wo im leichten Tanz die Elfen ſchweben,
Dort, wo die Fee'n in ew'ger Schöne blühn,
Dort gab dir einſt die Phantaſie das Leben
In ihres Jugendſchwunges höchſtem Glühn.

Sie ließ dich mild zu uns herüber wallen
In dieſer Erde düſter-kaltes Land;
Du ſchwebteſt glänzend über unſern Hallen,
Und reichteſt lächelnd uns die Götterhand.

Wo in der Bruſt der heil'ge Funke lebte,
Den fachteſt du zur lichten Flamme an,
Und wo ein Herz zum ewig Schönen ſtrebte,
Das zogſt du frei und kühn zu dir hinan!

Die Braut.

1827.

Wohl magſt du dir, von Lieb' und Freud' umringt,
Kein gröſs'res Heil auf Erden mehr erſehnen;
Und, wenn dich des Geliebten Arm umſchlingt,
An ſeinem Buſen dich beſeligt wähnen;

Doch eine Thräne perlte aus der Mutter Blick,
Auf dieſen Myrthenkranz in deinen Locken;
Scheu wich der Mädchen Schaar vor dir zurück,
Das Herz von dunkler Ahnung Strahl erſchrocken.

Dem reinen Heiligthum in deiner Bruſt,
Das zu der Schöpfung Ideal dich weihte,
Der heitern Jugend friſcherblühter Luſt,
Der Freiheit roſ'gem Glück entſagſt du heute.

Du fühlſts; — die Wange ſtrahlt in heller Gluth,
Und willſt dein Leben an ein Traumbild wagen;
Und doch weilt in geheimer Thränen Fluth,
Die Seele bei vergangnen ſchönen Tagen!

Und heißer flammt's in des Geliebten Bruſt,
Des ſtillen Zeugen dieſer heil'gen Thränen;
Und ſeines nahen Glücks ſich ſtolz bewußt,
Belauſcht ſein Auge dein geheimes Sehnen.

Ach, folg' ihm nicht! gieb nicht der Täuſchung Raum;
Einmal verſcherzt, kehrt nie die Ruhe wieder!
Auf leichtem Fittig flieht der Liebe Traum,
Und bange Reue drückt dein Leben nieder!

Wenn ſich die Flur mit weißen Blüthen ſchmückt,
Auf Zephyrſchwingen ſüße Düfte wehen —
Ins Land der Dichtung iſt das Herz entrückt,
Und will in ſtiller Seligkeit vergehen;

Doch, wenn die friſche Blüthe dann entſchwand,
Der Früchte Fülle reifend ſich entfaltet, —
Dann waltet ernſt und rechnend der Verſtand;
Des Herzens warmer Frühling iſt erkaltet!

Noch blüht er dir in unentweihtem Glanz;
Fern ſind des Lebens Sorgen und Beſchwerden, —
O halt ihn feſt, den ſchönern Blüthenkranz,
Und laß ihn nicht des Räubers Beute werden!

Der Fremdling.

1827.

Tauſend bunte Schleier wallen,
Tauſend holde Blicke glühn,
Tauſend ſüße Stimmen ſchallen,
Tauſend ſchöne Wangen blühn. —

Aber bei der heitern Feier,
Irr' ich ſehnend und allein!
Hüllt doch jeder bunte Schleier,
Eine Göttin vor mir ein;

Strahlen doch die holden Augen
Alle andern Augen zu;
Aber vor des Fremdlings Augen,
Sinken ſie in ſtolzer Ruh.

Tönt doch jede ſüße Stimme,
Jede einem nahen Freund;
Hat ſich nur mit meiner Stimme,
Keine ſüße noch vereint;

Blüh'n doch alle ſchönen Wangen,
In der Freude hellem Roth;
Aber keine, die dem Fremdling
Ihre holden Roſen bot.

Keine mag ſich zu mir wenden,
Keine knüpft ein freundlich Band;
Nimmer ruht in meinen Händen
Eine zarte Mädchenhand.

Wo zwei Liebende verweilen,
Selig Bruſt an Bruſt vereint,
Muß ich raſtlos ſchnell enteilen,
Weil mein Herz begehrend weint.

Soll ich ſtets ein Fremdling heißen
In des Lebens Roſenhain —
O, ſo laß dich ſelig preiſen,
Tantalus, in deiner Pein!

Lebenssinn.

1827.

Kein Blümchen welkt, das wir begießen;
Kein Wandrer schweigt, den wir begrüßen;
Kein Stern erbleicht, auf den wir schauen;
Kein Glaube lügt, auf den wir trauen;
Die Welt ist gut, wie die Natur,
Und überall der Liebe Spur.
Doch, wer der Sonne mildem Glanze
Den Regenschirm entgegenhält;
Wer in des Lebens buntem Tanze
Nur falsche Tritte ängstlich zählt;
Wer auf der Freude Blumenbeet
Nur den verborg'nen Wurm erspäht,
Und in des Lenzes reicher Pracht
Nur vor dem dürft'gen Winter zagt; —
Der mag freiwillig wohl entsagen,
Doch nicht des Schicksals Schluß verklagen!

Text zu Beethovens Trauerwalzer.
1827.

Sehnender Herzenszug,
Ach, aus des Lebens Trug
Ueber der Wolken Flug
Suchst du die Bahn!

Weine nicht, banges Herz;
Ueber der Erde Schmerz
Tragen dich himmelwärts
Engel hinan.

Blüh'n dort, wie Sterne hell,
Blumen am ew'gen Quell,
Rauschen dort Himmelsruh
Töne dir zu, —

Ach, wie ein Traum der Nacht
Flieht vor des Morgens Pracht,
Weicht dann des Schmerzes Pfeil
Ewigem Heil!

Die Leierorgel.

1827.

Wogt ihr wieder, volle Klänge,
Schwellend durch die ſtille Nacht?
Schlafend in des Tags Gedränge
Mit den Sternen hold erwacht?

Grüßt ihr ſo mit ſanftem Schalle
In die ſtille Welt hinein,
Schlafen die Gedanken alle
Einer nach dem andern ein;

Schlafen Freuden und Beſchwerden,
Schläft der grübelnde Verſtand;
Sorgen, die den Sinn verſtörten,
Liegen all' im ſüßen Band.

Aber bei dem heil'gen Schweigen
Bleibt das Herz ſich ſelbſt bewußt,
Und die vollen Töne neigen
Sich hinab zur tiefen Bruſt.

Ach, und auf dem ſtillen Herzen
Ruhen ſie ſo voll, ſo ſchwer;
Trunken ſchwillt's von ſüßen Schmerzen,
Und der Buſen faßt's nicht mehr.

Wie die Roſ' in heil'ger Stille
Thau in vollen Zügen trinkt,
Dann in ihrer eignen Fülle
Sehnſuchtstrunken niederſinkt; —

O, ſo möcht' in ſeiner Fülle
Auch das müde Herz vergehn,
Sinken in des Schlummers Hülle,
Nimmer, nimmer mehr erſtehn!

Trübe.

1827.

Früh Morgens eilt' ich mit leichtem Sinn
Zum höchſten Gipfel des Berges hin.
Bald ſteigt, ſo dacht' ich, aus goldnem Thor
Die Sonne, die leuchtende, freudig hervor.

Wie wird es erwachen das ſchlummernde Thal,
Wie wird ſichs beleben im feurigen Strahl;
Wie wird ihn begrüßen der Vögel Geſang,
Wie Alles ihm jauchzen zum frohen Empfang!

Und als ich die duftige Höhe erreicht,
Die Blicke verlangend nach Oſten geneigt, —
Da ſtieg keine ſtrahlende Sonne hervor,
Nur Nebel und Wolke quoll trübe empor.

O trübe, trübe — du herbſtliches Wort,
Wie ſcheuchſt du Vertrauen und Hoffnungen fort;
Wie beugſt du den freudigen Jugendſinn,
Wie wirfſt du erſtarrt ſeine Blüthen ihm hin!

Laß Finſterniß walten im Schreckensgewand, —
Das Dunkel der Nacht iſt des Morgenlichts Pfand;
Laß heulen die Stürme im grauſigen Chor, —
Nach Wettern ſteigt milder die Sonne empor;

Feſt ſchließet das Herz vor den Schrecken ſich zu,
Und öffnet dann gern ſich der freundlichen Ruh;
Es ſtählt ſich im Sturme der männliche Sinn,
Und giebt dann den Scherzen ſich williger hin; —

Doch trübe, trübe — das tönet ſo bang,
Wie feuriger Jugend der Grabgeſang;
Ein trübes Auge, ein trüber Sinn,
Die ſtarren in ewige Oede dahin!

Ach, nicht das Auge von Thränen erfüllt,
Das glänzt ja in ſanftere Trauer verhüllt —
Von unvergoſſenen Thränen roth,
Das Auge nenne trübe und todt;

Ach, nicht das Herz von Leiden gequält,
Das wird ja vom Schimmer der Hoffnung beſeelt, —
Das Herz von Lieben und Leiden leer,
Das nenne trübe, das nenne ſchwer!

Schau.

1827.

„Was ſtehſt du alltäglich am Fenſter, o Thor,
„Und lugſt hinter dunkler Gardine hervor?
„Was kümmern ſie dich, die ſich drunten ergehn,
„Wie magſt du dich freuen am flüchtigen Seh'n?“

Ach, gehſt du nicht gern in den blumigen Hain,
Nicht gern in den blühenden Frühling hinein?
Und blickſt du nicht freudig zum Himmel hinauf,
Und ſchauſt in der Sterne hellglänzenden Lauf?
Und lauſcheſt du nimmer der Nachtigall Sang,
Und freueſt dich ſtill am melodiſchen Klang?
Ach, alle die Blumen im duftenden Hain,
Die Sterne, die Töne, ſie ſind ja nicht dein!
Sie blühen von ferne, ſie ziehen vorbei,
Und nur die Erinnerung bleibt dir getreu.
So laß mich denn ſchauen mit durſtendem Blick,
Und mahne mich nicht an das düſtre Geſchick!
Und blickt auch kein Auge zu meinem hinauf,
Und ſteigt auch kein Gruß zu dem Lauſcher herauf,
Und klopft auch kein Herz in ſchnellerem Tanz,
Und ſtrahlt keine Wange in hellerem Glanz; —
Der Reiche berauſcht ſich im köſtlichen Wein,
Der Bettler erfreut ſich am lieblichen Schein!

Neujahrsgedanken.

1828.

Auf finſt'rem Thron, in Nacht gehüllt,
Sitzt einer Göttin ernſtes Bild,
In ſchrecklich blutigem Gewand,
Mit eh'rnem Scepter in der Hand.
Das ſtarre Haupt bewegt ſich nicht,
Ins leere Auge dringt kein Licht;
So ſitzt ſie, ſeit die Welten ſtehen,
Nie ſehend, da, und nie geſehen.
Doch ewig fort, ſich ſelbſt zur Qual,
Gebiert ſie Söhne ohne Zahl,
Und möchte ſie, wenn ſie geworden,
Mit wildem Haſſe wieder morden;
Von allen, die ſie noch geboren,
Hat keinen ſich ihr Herz erkoren;
Und — ſchrecklich! — um ſie ſelbſt zu bleiben,
Muß ſie die Kinder ſtets gebären und vertreiben.
Zur Erde ſchickt ſie als Gebieter
Die Söhne nach einander nieder; —
Als Götzen müſſen ſie die Menſchen ehren,

Und ihnen Opfer ohne Zahl gewähren;
Doch, wenn ſie kaum den Thron beſtiegen,
So muß ein jeder bald dem Tod erliegen,
Und wie der ält're kaum im Sarge lag,
Folgt ihm ſogleich ein jüng'rer Bruder nach.

Horch, wie vom Thurm die ernſte Glocke tönt,
Und nah und fern ein trüber Nachhall ſtöhnt; —
So poltern dumpf die letzten Schallen,
Die auf die Gruft herniederrollen;
Ein neuer Götze ſteigt zur Erd' herab,
Und ſetzt ſich auf des Bruders friſches Grab;
Und wieder müſſen Menſchenopfer fallen,
Und wieder müſſen Todtenklagen ſchallen,
Des neuen Götzen Zorn zu büßen,
Und ihm dereinſt die Ruhe zu verſüßen!
Doch wenig kümmert ihn der Opfer Menge,
Der Prieſter Flehn, des Volkes Klaggeſänge;
Und möcht' es auch zu ſeinem Herzen dringen,
Er, ſelber ſterblich, könnt' uns keine Hülfe bringen;
Zu kurz iſt ſeines Erdenreiches Dauer,
Schon ſteht der jüng're Bruder auf der Lauer,
Und ſchont der Eine unſre kargen Blüthen,
So wird der Andre um ſo ärger wüthen.

Iſt das des ew'gen Räthſels trüber Sinn?
Das unſres Forſchens trauriger Gewinn?
So iſt's! doch durch der Menſchheit bange Klage,
Tönt leiſe eine alte fromme Sage:
„Einſt wird die Göttin einen Sohn empfangen,
„Vor Allen herrlich, ſtark und ſchön,
„Mit niegekanntem ſeligem Verlangen,
„Mit Mutterliebe wird ſie den umfangen,
„Und ſegnend über ſeiner Wiege ſtehn."

„Dann wird ihr Auge ſich dem Licht erſchließen,
„Und niederſchauen auf die arme Welt;
„Und wenn ſich Zeit und Ewigkeit begrüßen,
„Und wenn ſich Welt und Geiſt verſöhnt umſchließen,
„Wird Traum und Fabel, was uns hier gequält!"

Abendphantasie.

1828.

Leg ich mich Abends nieder
Im stillen Kämmerlein —
Die Sterne blicken nieder
Und Kühlung weht herein —
Wird mir's so weich im Herzen,
Und schweigend sinn ich nach,
Nach allen holden Scherzen,
Die deine Lippe sprach;
Nach allen lieben Worten,
Nach jedem süßen Blick,
Nach deiner Stimme Tönen,
Nach Allem still zurück. —
Hat mir die Augenlieder
Der Schlummer zugedrückt,
So kehrt im Traume wieder,
Was wachend mich beglückt.
Und ruft mich dann der Morgen
Aus meinen Träumen wach,
So ist mein erstes Sorgen,

Wie ich dich ſehen mag;
Wie ich mich ſtill dir nähern,
Dich freundlich grüßen kann;
Dir, unerforſcht von Späh'rn,
Ins Auge blicken kann.

Ich werbe nicht um Liebe,
Du biſt ja noch ein Kind;
Du kennſt noch nicht die Triebe,
Die ſüß und tödtlich ſind.
Ach, wirſt du einſt erwachen
Aus holdem Kindeswahn,
Führt mich im Lebensnachen
Schon abwärts meine Bahn;
Hat mich aus allen Träumen
Wohl ſchon — der Tod erweckt,
Und über Furcht und Hoffen
Den Leichenſtein gedeckt.

An Fr. K. aus Berlin.
1828.

Als Jupiter die Erdengüter theilte,
Und jedem Stande sein Besitzthum gab,
Fiel für den Dichter, welcher auswärts weilte,
Wie Schiller lehrt, nur wenig ab.
Doch nicht der Dichter bloß ward übergangen;
Euterpens Schüler theilte sein Geschick;
Auch er, den Geist von schönerm Traum umfangen,
Kam zu der Erde viel zu spät zurück.
Als Jupiter den Fehler wahrgenommen,
Da rief er beide hin vor seinen Thron.
„Du, Dichter," sprach er, „magst nur zu mir kommen,
„Mein Schaffner giebt dir Kost und Tagelohn!"
„Dich aber" — wandte sich der Gott zum Andern, —
„Dich lad' ich zum Olympos nimmer ein;
„Frei magst du durch die weite Erde wandern,
„Und jede Flur sei dir ein Götterhain!
„Was weise Forscher nie und nie erjagen
„Auf eigenmächt'ger trüber Spur,
„Klar werd' ich dir's in deinen Träumen sagen
„Das ew'ge heil'ge Räthsel der Natur!"

Nun sitzt der Dichter manche lange Stunde
Demüthig unten an der Götter Tisch;

Wenn er ein Wort erſchnappt aus ihrem Munde,
Edirt er's gleich auf löſchpapiernem Wiſch.
Und wenn der Himmelspförtner ſchlecht geſchlafen,
Läßt er den Armen öfters gar nicht ein;
Dann muß er weiden mit Apollons Schafen,
Will er nicht gar des Hungers Beute ſein.

Der Andre aber, harmonieentrunken,
Durchwallt die Flur in ungetrübter Ruh;
Ihm ſenden, wenn er ſchlummernd hingeſunken,
Die Himmelsgötter ſelber ihren Nektar zu,
Und Philomele weiht ihm ihre ſchönſten Lieder,
Die Bäume rauſchen ihm zum freien Gruß;
Und Blumen ſenden ihre ſchönſten Düfte nieder,
Sanft murmelnd küſſen Wellen ſeinen Fuß.

So walle hin, geweihter Sohn der Muſen,
Auf freier ſonnenheller Bahn!
Der Töne Zauberreich in deinem Buſen
Läßt nimmer dir des Unglücks Gifthauch nah'n.
Haſt du vielleicht manch Blümchen hier gefunden
Auf den Gefilden, denen du enteilſt,
So laß uns hoffen, daß in ſtillen Stunden
Du einſt erinn'rungsvoll dabei verweilſt! — —

Der Glaube.

1828.

Frommer Glaube, ſchönſte Seelenblüthe! —
Halte feſt am erſten ſtarken Stab,
Den dem reinen kindlichen Gemüthe
Seiner Pfleger treue Sorge gab;

An dem Stab, der aus dem Schooß der Erde
In den Himmel kühn ſein Haupt erhebt,
Der im Leben ſtets ſich treu bewährte,
Und den Tod zum Morgengruß belebt.

Biſt du einmal von ihm losgeriſſen,
Find'ſt du nimmermehr zu ihm die Bahn;
Schmerzlich wirſt du deine Stütze miſſen,
Wenn des Lebens Stürme einſt dir nah'n.

Ach, nur Einen Stab noch beut die Erde,
Wenn die erſte ſtarke Stütze brach, —
Der als treuer ſchützender Gefährte
Die verwaiſte Blüthe halten mag;

Mag der erſte Stab auch höher ragen,
Feſter wurzelt dieſer bei uns ein;
Hilft uns jener nur das Leben tragen,
Dieſer ſchmückt es uns zum Frühlingshain.

An der Kindheit räthſelhafter Gränze
Seh'n wir ahnungsvoll an ihm hinauf;
In des Jünglings friſcherblühtem Lenze
Lebt der Glaube in der Liebe auf!

Armes Herz, von dem der fromme Glaube
Sich in frühen Stürmen ſchon getrennt,
Das, dem wilden Wogenſpiel zum Raube,
Nicht der Liebe treuen Anker kennt!

Ewig einſam, heimathlos hienieden,
Wirſt du neidvoll fremde Wonne ſehn,
Wirſt du Welt und Leben Fehde bieten,
Oder trauernd ungekannt vergehn!

Der Pfad.

1828.

Schmückt der Lenz mit grünem Teppich
Jeden Steg und jeden Pfad,
Einer konnte nicht ergrünen,
Weil ich ihn zu oft betrat.
Und doch fand ich schön're Blüthen
Auf dem hartgetretnen Pfad,
Als der ganze blüthenreiche
Frühlingshain zu bieten hat.

Träume.

1828.

Ob der Tag auch bleich und trübe,
Ohne Luſt und ohne Lied,
Ohne Schmerz und ohne Liebe,
Schatten gleich vorüberzieht; —
Weckt die Nacht doch warmes Leben
In der ſchlafumhüllten Bruſt,
Und auf Traumesflügeln ſchweben
Schmerz und Liebe, Leid und Luſt.

Zuſchrift

an meinem Geburtstage.

1828.

Wenn auch durch Land und Meer von dir geſchieden,
Denk ich doch dein und deines Feſtes Feier;
Im Schatten von Aegyptens Pyramiden
Streck ich mich hin, und greife in die Leyer.
Der Weſtwind flüſtert, und die Palmen rauſchen,
Und Memnons Bild ertönt in leiſen Klängen;
Mir iſt, als müſſt' ich fernen Worten lauſchen,
Die durch des Morgens Stille zu mir drängen;
Als hört' ich Geiſtergruß in meiner Nähe,
Der mir von deinem Denken, deinem Leben,
Der mir von deinem Wohl und deinem Wehe
Die lang entbehrte Kunde möchte geben!

Doch du wirſt lachen über meine Träume,
Und ſpotten über meine faden Reimereien;
Du ſelber ſtiegſt hinab in niedre Räume —
Kannſt du dem Freunde den Kothurn verzeihen?

Schön iſts, das Haupt im Sonnenſtrahl zu wiegen;
Süß iſt der Trank aus des Parnaſſes Quellen,
Wo Götterbilder, dem Olymp entſtiegen,
Verklärt ſich ſpiegeln in den heil'gen Wellen.
Wie Iris einſt aus grauen Wolkenthränen
Den farbenreichen Schleier ſich gewunden,
So webt der Dichter ſeine Erdenthränen
Zum ſüßen Liede in der Weihe Stunden.
Es freuen ſich die Götter ſeiner Lieder,
Zu ihren Füßen legt er Lied und Thränen —
Doch ſtieg er einmal zu der Erde nieder,
Dann darf er nimmer frohe Rückkehr wähnen!

Du biſt zur Erde längſt herabgeſunken;
Ob willig oder nicht — ich mag's nicht wiſſen;
Doch wohl dir, wenn du Lethe auch getrunken,
Und der Erinn'rung Bande ganz zerriſſen!
Sonſt fürchte, fürchte, Freund, der Götter Nähe,
Die nimmer dir die alte Schuld verziehen;
Ob auch dein Aug' ihr Antlitz nicht erſpähe,
Aus ihren Blicken kannſt du nicht entfliehen;
Sie werden dich auf jedem Schritt begleiten,
Mit der Verſuchung Schlingen dich umgarnen;

Zum Abgrund wird dich ihre Lockung leiten,
Und nur die eigne Stimme kann dich warnen!
Mit holden Bildern werden ſie die Blicke,
Mit ſüßen Klängen dir das Herz verführen;
Aufſteigen wird vor dir die Zauber-Brücke,
Ins ſchöne Eden dich zurückzuführen!
Und wie ſich ſeine Reize dir entfalten,
Siehſt du die Wirklichkeit vor dir verſinken;
Geblendet ſchau'ſt du nach den Lichtgeſtalten,
Die lächelnd dir zur ſel'gen Heimkehr winken!

O ſtehe feſt; laß nicht dein Herz berücken;
Nur dich zu reizen, nicht dir zu gewähren,
Nur dein zu ſpotten, nicht dich zu beglücken,
Ward dir der Blick vergönnt in jene Sphären!

Die Brücke würde, kaum berührt, verſinken,
Und dich verſchläng' des offnen Abgrunds Rachen,
Und die Geſtalten, die dir drüben winken,
Sie würden höhnend deinen Fall belachen.
Die ſüßen Töne, die von dort erklangen,
Im Hohngelächter würden ſie verhallen; —
Denn Glaub' und Liebe ſind für dich vergangen,
Nur ihre Namen konnten dir erſchallen!

Drum, Freund, vernichte der Erinn'rung Bande;
Nur in der Gegenwart such' Glück und Frieden;
Kein Seufzer weile in der Dichtung Lande,
Von dem des Schicksals Wille dich geschieden.
Nicht rückwärts darfst du, darfst nicht seitwärts schauen,
Auf gradem Pfade mußt du vorwärts schreiten,
Nicht eignen eitlen Wünschen darfst du trauen,
Nicht Freundes Rath darf deinen Schritt verleiten.
So magst du weilen auf der Erde Fluren,
Von Göttern nicht begünstigt, doch gelitten;
Magst wandeln auf des Lebenspfades Spuren,
Nicht selig zwar, doch mit zufriednen Schritten.
Wenn Andre sich vor Götzenbildern neigen,
So darfst du stolz das freie Haupt erheben;
Nie wird die Leidenschaft dein Herz erreichen,
Kein eitler Wahn greift störend in dein Leben.
Ein kalter Nebel fiel auf deinen Garten —
Doch nur der Ideale Blüthen sind verloren;
Gemüse, Kräuter, magst du ferner warten,
Die Küchenpflanzen sind nicht mit erfroren.
Auch Blumen werden deine Pfade schmücken,
Mit süßem Duft und reichem Farbenschimmer,
Und weißt du nur zu wählen und zu pflücken, —
Die Erde kargt mit ihren Gaben nimmer!

Leb' wohl, o Freund, wenn du mein Freund geblieben;
Vertrau auf mich, wie es dir auch ergehe!
Und — wenn du nicht verſtehſt, was ich geſchrieben,
So denke, daß ich's ſelber nicht verſtehe!

Kairo den 4. October 1828.

Dein älteſter und treuſter Freund

Gnothi Seauton.

Beim Tode meines Eichhörnchens.

1828.

Kaum wendete ſich noch das Jahr zur Neige,
Das dir, mein Liebchen, erſt das Leben gab,
Und trauernd ſteh' ich ſchon an deiner Leiche,
Und ſchaue zürnend in dein kleines Grab.

Du liebteſt mich mit unbewußtem Herzen,
So wie der Menſch das dunkle Schickſal liebt,
Das ihn beherrſcht, ihm unverdient oft Schmerzen
Und manchmal einen Freudentropfen giebt.

Die Erde nimmt nun die Atome wieder,
„Die ſich zu Luſt und Schmerz in dir gefügt."
Es ſank der Tod im Schlummer auf dich nieder;
In ew'gen Schlummer hat er dich gewiegt.

Doch — iſt es wahr, was Menſchenwitz gefunden,
Womit ſich Menſchenhochmuth eitel bläht,
Daß nach des Erdenlebens flücht'gen Stunden
Ein Etwas über Gräbern fortbeſteht,

Daß dieſe ſchnell in Staub zerfall'ne Hülle
Zu beſſerm Daſein ſich zuſammenfügt,
Und daß ſich zur Vollendung einſt erfülle,
Womit uns Wunſch und Sehnſucht hier belügt, —

Dann biſt auch du kein Tropfe nur geweſen,
Der ohne Spur im Zeitenmeer verſinkt;
Dann wirſt auch du am ſelben Quell geneſen,
Aus dem der Menſchengeiſt Erſtehung trinkt.

Den unverſtandnen Trieb zum Fortbeſtehen,
„Die Ahnung der Unendlichkeit" genannt,
Das bängliche Gefühl in Körpers Wehen,
Als „Sehnſucht nach dem Ewigen" bekannt,

Das Selbſtgefühl in überflüß'gen Stunden,
Das uns „Vernunft," das uns „Bewußtſein" heißt —
Auch du haſt Alles, ſo wie wir empfunden,
Und ewig, wie der unſre, iſt dein Geiſt!

Es ſoll der Gott, auf den die Menſchen blicken,
Der Quell der Macht, der Quell der Liebe ſein;
Er könnte Weſen namenlos beglücken,
Und ließ ſie Opfer der Vernichtung ſein?

Was die gelehrten Philoſophen finden,
Wenn ſich des Jenſeits Pforte einſt erſchloß,
Das mögt Ihr aus der Bücher Wucht ergründen,
In die ſich ihrer Weisheit Strom ergoß;

Doch dir, mein ſanft entſchlummert Liebchen,
Hat noch kein Buch das Himmelsthor verengt;
Noch harmlos aus dem dürft'gen Erdenſtübchen
Trittſt du dort ein, wo Fülle dich umfängt.

Dir winkt ein Hain von friſchbegrünten Eichen,
Und Quellen rieſeln durch das Wieſenthal,
Und in den Zweigen tauſend deines Gleichen,
Empfangen dich mit Grüßen ohne Zahl.

Kein feindlich Weſen naht der heil'gen Stätte,
Kein rauher Sturm thut dort den Winter kund;
Der Eiche ſchwanker Gipfel iſt dein Bette,
Dein Garten iſt der weiche Blumengrund.

Im kurzen Wechſel zwiſchen Luſt und Leiden,
Trugſt du das Leben, wie ein fröhlich Kind;
Wohl dir, daß nun der Strom der Ewigkeiten
In frohen Kinderſpielen dir verrinnt!

An die Narrheit.

1829.

Göttin mit den Eſelsohren,
Mit der Schellen gellem Klang,
Dir, und dem, was du geboren,
Töne jetzt mein Lobgeſang!

Fern von mir der Weisheit Lehren!
Fern der Regeln ſtrenge Pflicht!
Was ich ſinge, dich zu ehren,
Sei ein närriſches Gedicht.

Ueber alle Erdenfluren
Dehnt ſich deine Herrſchaft aus;
Ueberall ſind deine Spuren,
Ueberall biſt du zu Haus!

Deine Jünger nennt man Narren,
Einer ihrer Zahl bin ich,
Und das Ordenskreuz vom Sparren,
Deine Gabe, ziert auch mich.

Zweifelſt du noch, ob ich würdig,
Dieſer Gnade würdig bin?
Wär' ich auch nicht ritterbürtig,
Gält' ich doch durch hohen Sinn!

Auch die Thaten geben Adel,
Treue Dienſte wiegen ſchwer.
Trotzt' ich nicht der Menſchen Tadel?
War mir nicht dein Beifall mehr?

Deines Altars Gluth zu nähren,
Hab' ich Opfer nicht gebracht?
Und den Curſus deiner Lehren,
Hab' ich ihn nicht durchgemacht?

Weißt du noch ein Fach zu ſagen,
Das ich nicht mit Glück ſtudiert,
Wo ich nicht, trotz Müh' und Plagen,
Selbſt ein Meiſterſtück vollführt?

Hab' ich nicht mich dir vereidigt,
Als ich noch ein Jünglein war?
Hab' ich dich nicht ſtets vertheidigt,
Gegen deiner Feinde Schaar?

Hat mich je ihr Haß erſchüttert?
Hat ihr Schmeicheln mich berückt?
Hab' ich vor dem Pfeil gezittert,
Den ihr Bogen abgedrückt?

Und doch ſind der Feinde viele,
Und die Pfeile mancher Art,
Und nach dem verhaßten Ziele
Wird nicht Kraft noch Gift geſpart.

Es erheben ſich die Weiſen,
Und ſie theilen Alles ein;
Was ſie nicht als Klugheit preiſen,
Das ſoll einzig Dummheit ſein.

Klug iſt, wer bei allen Thaten
Reiflich an die Folgen denkt;
Weil der Zufall oft zum Schaden,
Selten nur zum Glück ſich lenkt.

Klug iſt, wer bei ſeinem Streben
Stets ſich ſelbſt im Auge hat;
Denn vom Schenken und vom Geben
Würd' er ſelber ſchwerlich ſatt.

Klug iſt, wer an Hirngebilde,
Wer an Träume niemals glaubt;
Das nie grünte, das Gefilde,
Wird auch nie vom Sturm entlaubt.

Dumm ſind, die in Sünden leben,
Denn das Böſe bringt kein Glück;
Wer dem Teufel ſich ergeben,
Findet nie den Weg zurück.

Dumm ſind, die zu Pfaffen laufen,
Und für ihrer Seele Wohl
Ablaß als Arkanum kaufen,
Seligkeit als Monopol.

Dumm ſind auch die Fürſtenknechte,
Die ſich freu'n am Bürgerraub;
Denn der Sieg der Menſchenrechte
Wirft ſie nieder in den Staub.

Doch die Klugen, wie die Dummen,
Geh'n, o Göttin, uns nicht an;
Klugheit muß vor uns verſtummen,
Dummheit räumt uns gern die Bahn.

Von der Jünger Schaar umgeben,
Eine ſtolze Königin,
Wandelſt, Narrheit, du durch's Leben,
Zwiſchen Klug und Dumm dahin.

Klugheit ſitzt zur einen Seite
Mit den Aeuglein voller Liſt;
Aufgeſchwellt von ſtiller Freude,
Daß ſie nicht „wie dieſe" iſt.

Dummheit ſtarrt am andern Ende
Offnen Mundes in die Welt;
Fröhlich klatſcht ſie in die Hände,
Weil ſie's für ein Luſtſpiel hält.

Spieler, ja, das ſind die Narren,
Ihre Bühne iſt die Welt,
Wo ſie ſpielen, wo ſie harren,
Bis der Vorhang Abends fällt.

Nicht — wie's andre Spieler treiben —
Lernen ſie, und denken nach,
Daß ſie nur nicht ſtecken bleiben,
Wenn des Flüſterers Buch gebrach;

Denn, was haben sie zu sorgen?
Spielen sie sich selber nicht?
Braucht man fremdes Wort zu borgen,
Wenn die eigne Seele spricht?

Nur zu täuschen, zu betrügen,
Ist des andern Spielers List;
Endlich hält er selbst für Lügen,
Was die ernste Wahrheit ist.

Auch des Narren Spiel sind Lügen, —
Denn wo träf' man Wahrheit an?
Doch, sich selber zu betrügen,
Ist der Preis auf seiner Bahn.

Süße Spiele, holde Lügen,
Morgenroth und Frühlingsgrün,
Dürfen sie uns nicht genügen,
Bis sie, allzuschnell, verblühn?

Kluge denken schon beim Sprossen
An des Baums Vergänglichkeit;
Eh' des Dummen Sinn erschlossen,
Floh indeß die schöne Zeit.

Glücklich, glücklich ſind die Narren,
Glücklich, würdig ihres Glücks;
Ohne Grübeln, ohne Harren,
Freu'n ſie ſich des Augenblicks;

Freu'n ſie ſich der flücht'gen Stunden,
Die ein Frühlingstraum erhellt;
Zürnen nicht, wenn er entſchwunden,
Auf das Schickſal und die Welt;

Zürnen nicht dem weichen Mooſe,
Weil's der Schlange Zuflucht bot;
Zürnen nicht der ſüßen Roſe,
Weil ihr Dorn verborgen droht.

Sind ſie neunmal ſchon belogen,
Glauben ſie zum zehntenmal;
Denn wer glaubt, der wird betrogen,
Und der Glaube iſt nicht Wahl.

Aber wechſelt augenblicklich
Ihr Geſchick mit Freud' und Leid,
Dennoch ſind die Narren glücklich,
Glücklich — wie's die Erde beut.

Denn für jede welke Blüthe
Sproßt ein neuer Lenz empor;
Aus der Asche, die verglühte,
Glänzt ein neues Licht hervor;

Und mit jeder alten Blüthe
Stirbt der alte Wurm auch ab;
Mit der Fackel, die verglühte,
Brannte auch der Schmutz herab.

Neue Spiele, neue Lügen,
Morgenroth und Frühlingsgrün,
Neu erstehen, neu betrügen,
Neu entzücken, neu verblühn!

Dich, o Göttin, will ich preisen,
Deren Scepter uns beglückt;
Laß uns immer Narren heißen,
Ungestört und unverrückt.

Blüthenmährchen, Rosenlügen,
Holde Träume, süßes Spiel,
Laß dem Herzen stets genügen,
Zeig' ihm nie ein and'res Ziel!

Kehren alte Schmerzen wieder,
Die dein Dienſt nicht ganz zertheilt,
Neige ſanft die Pritſche nieder,
Und die Wunde iſt geheilt!

Lügenroſen, Mährchenblüthen
Streu' uns auf den Lebenspfad;
Liebend wollen wir ſie hüten,
Daß die Wahrheit nimmer naht!

Dich, o Göttin, will ich preiſen,
Eh' der Nektarrauſch verglüht;
Narrheit ſoll der Wahlſpruch heißen,
Bis der letzte Kranz verblüht.

An die Polen.

1831.

Die Nacht der Völkerknechtſchaft durchbrach ein Sonnenſtrahl,
Und die Tirannen bebten im goldnen Fürſtenſaal.
Wo nur der Keim der Freiheit im Herzen noch geglüht,
Da iſt er ſchnell und herrlich an dieſem Strahl erblüht;
Das ew'ge Recht der Menſchheit in Feſſeln eingezwängt,
Hat die verhaßten Bande mit Freudenruf geſprengt.

Der Freiheit Morgenröthe drang auch in eure Nacht,
Und bei der Völker Jubel ſeid ihr vom Schlaf erwacht;
Verjagtet den Tirannen und ſeiner Söldner Schaar,
Und legtet eure Schätze auf Polens Hausaltar.
Aus Gold und Schmuck ward Eiſen, aus Zierrath blanke Wehr,

Aus Städten wurden Veſten, aus Bürgern ward ein Heer;
Und Diener Gottes weihten die muthentflammte Schaar,
Und Frau'n und Knaben boten die ſchwachen Kräfte dar;
An Warſchau's Wällen baute wohl manche zarte Hand,
Und manche half den Wunden mit heilendem Verband.
Und jeder gab ſein Alles dem Vaterlande hin,
Und ein Wort: „Polens Freiheit," erfüllte Aller Sinn.

Doch, ach, ein dunkles Wetter thürmt nur zu bald ſich auf,
Nimmt am verhüllten Himmel zu euch den drohn'den Lauf;
Von allen Seiten nahet der Feinde Heer heran,
Zerſtörte Dörfer zeichnen die blutbefleckte Bahn;
Der Ruſſen Schlachtſchwert wüthet in eurer Heldenzahl,
Nur zwiſchen Tod und Feſſeln bleibt euch die bange Wahl;
Und Polens weite Auen ſind jetzt ein Schlachtgefild,

Von Mordgeſchrei erſchallend, das euer Blut nur ſtillt.
Wo ſind die ſtolzen Freunde, die Franken alleſammt,
An deren Freiheitsfackel die eure ſich entflammt;
Die ihr mit euren Leibern einſt vor dem Tod geſchützt,
In deren fernen Schlachten ihr euer Blut verſpritzt,
An denen ihr gehalten, als Alles ſie verließ,
Als eure edle Treue euch ſelbſt nur Schmach verhieß?
Wo ſind die andern Völker, die freien Männer all',
Die heil'ger Zorn entflammte bei eures Namens Schall?
Vergaßen ſie die Lehre, die nur ein Thor vergißt,
Daß auf der ganzen Erde die Freiheit eine iſt?
Daß der Despotenſcepter, der Knechtſchaft Geiſtestod,
Wenn ihr dem Kampf erlegen, auch ihnen wieder droht? —
Sie habens nicht vergeſſen, ſie denken ſtets daran,
Doch, ach, zu eurer Rettung verſperrt iſt jede Bahn.
Denn, wie die Schaar der Schergen das Hochgericht umringt,
Wenn unterm Beil des Henkers ein ſchuldlos Opfer ſinkt,

So lagern sich zwei Riesen um eurer Grenzen Rand,
Und wehren jeder Hülfe von treuer Freundeshand.
Von eurem Blut gemästet, von eurem Raube reich,
Mit eurem Fluch belastet, — vor eurem Schwerte feig;
Das sind — — — — — —
— — — — — — — —.
Wenn donnernd eine Mahnung an alle Throne schallt,
Und hoch vor allen Völkern die Freiheitsfahne wallt —
Und wär' es Gottes Stimme, sie nennten's Pöbelsschrei,
Und wär's des Rechtes Banner, sie träten's frech entzwei.
Doch Wehe, Wehe ihnen, wenn einst die Wahrheit siegt,
Und über Polens Heeren der freie Adler fliegt;
Der Menschheit ew'ge Rache, die Sklavenhändlern droht,
Auf eurer Schwerter Spitze bringt sie den Frevlern Tod.
Vor jedem freien Polen erbleicht ihr Angesicht,

Den Fluch der Mit- und Nachwelt vollzieht das Strafgericht.
Und Wehe dem Tirannen, wenn auch das Unrecht siegt,
Und über Polens Fluren die Leichendecke liegt;
Wenn dann aus jedem Grabe ein blut'ger Schatten steigt,
Und Rache! Rache! rufend, vor Gottes Thron sich neigt,
Und aus dem Mund des Ew'gen der Urtheilsſpruch ertönt,
Und den Verwegnen richtet, der ſein Geſetz verhöhnt!
Dann ſchützt ihn nicht die Krone, die manchen Frevel ſchützt,
Und die er mit dem Blute des eignen Volks beſpritzt.
Dann ſtürmen ſelbſt die Schaaren der Sklaven auf ihn ein,
Die ſeiner Herrſchſucht Mittel und Opfer mußten ſein,
Die ruhmlos ſind geſtorben im Dienſt der Trannei,
Dem Herren ihres Leibes und ſeiner Keule treu.
Sie kämpften nicht wie Jene, mit freud'gem Muth verehrt,
Nicht für die eigne Freiheit, nicht für den eignen Heerd;

Und trugen sie auch sterbend den blut'gen Sieg davon,
Kein Nachruhm blüht dem Sklaven, und seinem Sieg kein Lohn,
Doch fällt ein freier Pole, durchbohrt von Feindes Schwert,
Dann war er auch der ird'schen und ew'gen Freiheit werth.
Und seinen letzten Segen und seinen letzten Fluch
Schreibt er mit blut'gen Zügen aufs blasse Leichentuch;
Den einen seinen Brüdern, den andern seinem Feind,
Und beide tragen Früchte, so wie er sie gemeint.
Und schnell verläßt ein Andrer den väterlichen Heerd,
Und tritt an seine Stelle, und nimmt sein blutig Schwert; —
Und ehe nicht der letzte der Kämpfer ward erwürgt,
Ist nimmer dem Tirannen sein frecher Raub verbürgt;
Und ehe nicht die Mauer der letzten Veste fiel,
Treibt nie auf Polens Auen der Feinde Spott sein Spiel.
Und wenn dann auf der Stätte, die einstmals Warschau hieß,
Ein Russe seinen Sklaven den Boden pflügen ließ,

Dann weicht der Sklave bebend aus der gewohnten Bahn,
Denn aus den Furchen grinſen ihn Todtenſchädel an.
Und wenn der große Kaiſer nach wohlvollbrachter That
Einſt der verwaiſten Stätte als Sieger prangend naht,
Dann mag ein Stein ihn hemmen von eines Polen Haus,
Der aus dem großen Grabe noch einſam ragt heraus;
Dann mag er ſtolpern, fallen, und nimmer mehr erſteh'n,
Und ſo auf Polens Grabe er ſelbſt zu Grabe gehn!

Doch nein, noch iſt der Hoffnung der kühne Flug gewährt;
Noch weht ja eure Fahne, noch blitzt ja euer Schwert;
Noch rollt in euren Adern das alte Polenblut,
Noch lebt in eurem Herzen der freie Siegermuth,
Noch donnern die Geſchütze von eurer Veſten Wall,
Noch zittern die Barbaren vor eurer Senſen Schall.
Noch iſt der Heimath Boden mit euch in treuem Bund,

Und zieht den Feind hinunter in ſeiner Sümpfe Schlund;
Und ihre Feſſeln ſtreifen die freien Ströme ab,
Und ihre Wogen werden der fremden Söldner Grab;
Und wo noch Gottes Sonne auf freie Männer ſcheint,
Sind alle zum Gebete für euer Wohl vereint,
Und flehen Heil dem Volke, das ſchnöde Ketten brach,
Und euren Waffen Segen, und euren Feinden Schmach!

Ihr müßt, ihr werdet ſiegen, euch ſchützt der ew'ge Gott,
Der Menſchheit heil'ge Rechte, er macht ſie nicht zum Spott.
Und wenn der Tag des Sieges, der Tag der Rettung ſtrahlt,
Und für die ſchwerſten Opfer den ſchönſten Lohn bezahlt,
Dann werden eure Todten vom Himmel niederſehn,
Und der geliebten Heimath ein ew'ges Glück erflehn.
Dann denkt der ſchweren Tage und ihrer Todesnoth,
Und grüßt aus voller Seele der Freiheit Morgenroth.

Und wenn ihr sie gewonnen mit blutgetränktem Schwert,
Dann haltet sie im Frieden der leichtern Opfer werth;
Und Recht und Ordnung walte in heiligem Verein,
Dann werdet ihr der Freiheit, des Glückes würdig sein;
Dann strahlt das Volk der Polen in ew'gen Ruhmes Glanz,
Und alle Völker reichen ihm den verdienten Kranz. —

Doch, hätte euch das Schicksal dem Untergang geweiht —
Wohlan, so sterbt denn Alle; im Tod seid ihr befreit!
Der Unterdrücker trinke in eurem Blut sich satt,
Ihn wird der Richter richten, wie er gerichtet hat.
Ihr aber — reicht im Tode euch treu die Bruderhand;
Euch winkt Kosziuskos Schatten; — er ist im Vaterland!

Der Polen Appellation an das Urtheil der Völker.

1831.

„Ihr habt den Eid der Treue verletzt mit Wort und That,
„Ihr habt das Schwert erhoben zu Mord und Hochverrath;
„Dem Tod seid ihr verfallen, dem Tod durch Henkershand.
„Und Rache soll euch treffen, und euer ganzes Land.
„Vertilgen will ich Polen bis auf des Namens Spur —
„Nicht kehrt mein Schwert zur Scheide, bis ich gelöst den Schwur!“

So lautet unser Urtheil, des milden Richters Wort;
Schnell eilen seine Sklaven, es zu vollziehen, fort.
Wir aber wollen glauben, daß nächst dem ew'gen Gott,

— Vor dem der Schwache ſtark iſt, und der Erhabne Spott, —
Und außer unſerm Kaiſer, dem großen Ruſſenczar,
— Vor dem ein Volk Geſindel, ein Menſch ein Wurm nur war, —
Daß außer dieſen beiden uns noch ein Richter lebt,
Vor dem der arme Sünder, wie der Despot erbebt;
Ein Richter, deſſen Urtheil auch Heere niederſchlägt,
Deß Worte die Geſchichte in ew'ge Tafeln trägt;
Den keine falſche Maske, kein Lockwort je betrog;
Der ſtets mit gleicher Wage ſo Volk als Fürſten wog.
Ein Richter, der wohl zögert, eh' er den Spruch vollzieht,
Doch deſſen ſtarker Rache der Frevler nie entflieht.
Das iſt der Völker Stimme, das iſt der Geiſt der Zeit,
Die wir zum Richter rufen in unſerm blut'gen Streit.
Wir fragen nicht Congreſſe um ihren hohen Schluß,
Ob das geſchehen dürfe, was doch geſchehen muß;
Wir fragen nicht die Weiſen, nicht der Gelehrten Schaar —
Für ihre trüben Brillen iſt unſer Recht zu klar;
Wir fragen nicht die Kirche, noch Pfaffen groß und klein —

Die lieben den Blutzehnten, sollt's auch von Menschen sein;
Euch fragen wir, die Völker, die Menschen allesammt,
Ob ihr das Recht der Polen und ihre That verdammt.
Ihr mögt die Frage prüfen mit Augen frei und klar,
Und zwischen uns entscheiden und dem gestrengen Czar!
Wir sind ein Volk gewesen, einst frei und reich beglückt,
Uns ward das Sklavensiegel nicht auf die Stirn gedrückt.
Europa hat gezittert vor unsres Namens Schall,
Der Polen Schwerter waren des Abendlandes Wall.
Und mancher hohe Herrscher, der jetzt uns stolz verhöhnt,
Hat einst sein Knie gebogen, und ward von uns belehnt;
Doch einer nach dem andern riß von der Pflicht sich los,
Die freien Bürger schwanden, die Fürsten wurden groß;
Europa's Völker sanken in tiefe Geistesnacht,
Die Freiheit war gestorben und ward zur Gruft gebracht.

Da einten sich die Fürsten zu schnödlichem Vergleich,
Und theilten unser Erbe, der Polen altes Reich;
Die jüngst sich selbst bekämpften, verband jetzt der Gewinn,
Und über unsre Fluren goß sich ihr Heerstrom hin.
Vom Haupt des Polenadlers die Krone sank herab,
Und seine starken Fänge die hieben sie ihm ab;
Und unsre Väter fielen im Freiheitstodeskampf,
Und unsre Mütter starben erstickt im Pulverdampf. —
Sind Raub und Mord geheiligt, wenn Fürsten sie begeh'n?
Und heißt es ein Verbrechen, für Haus und Heerd zu steh'n?
Soll der der rechte Herrscher, der legitime, sein,
Der über Brand und Leichen in fremdes Land brach ein?
Und ward in wenig Jahren, was Unrecht war, zum Recht?
Und wurde durch Ukase der freie Mann zum Knecht? —
Da glänzt ein Strahl der Hoffnung; das Heer der Franken naht,
Und bietet uns die Freiheit, und Rache für Verrath.

Auf springen Polens Männer mit neuentflammter Gluth,
Und stürmen in die Reihen voll Durst nach Feindesblut.
Und ihre Schwerter blitzen in mancher heißen Schlacht,
Und ihr Gebet erhebt sich in mancher stillen Nacht.
Doch ach, es ist vergebens; der Franken Heer erliegt
In Rußlands weiten Wüsten, von Brand und Frost besiegt;
Sie flieh'n zur fernen Heimath, und lassen uns allein,
Um ihrer Täuschung Opfer, der Feinde Spott zu sein.
Wen nicht des Todes Sichel der Schande hat entrückt,
Der wird mit blut'gem Nacken ins alte Joch gedrückt.
Zwar klingen schöne Worte aus der Gewalt'gen Mund,
Und Völkerglück und Freiheit verheißt der heil'ge Bund.
(Wohl heilig mag er heißen in seiner Stifter Sinn,
Denn Heil bringt er den Fürsten und ihrer Macht Gewinn.)
Auch uns ward eine Akte, „Constitution" genannt,
Vom frommen Alexander in Gnaden zugesandt.

Wir ſollten — alſo hieß es — ein Volk auch ferner ſein,
Und unter ſeinem Scepter der Freiheit uns erfreu'n.
Was man uns einſt entriſſen, verſprach er uns zurück,
Und ſeine Lippen ſtrömten von lauter Heil und Glück;
Und daß dies Glück für Jeden ſofort erkennbar ſei,
Schickt' er uns ſeinen Bruder als Viceczar dabei.
Doch all' die ſchönen Worte ſie waren Trug und Schein,
Wir ſollten Ruſſenſklaven, wie wir's geweſen, ſein.
Die Akte ward gebrochen, die man uns kaum beſcheert,
Der Raub ward nicht erſtattet, die Freiheit nicht gewährt;
Geſchmäht ward unſre Ehre, verſpottet unſer Heer,
Der Ruſſen Schaaren zogen mit Hohn im Land' umher.
Es war kein Recht mehr heilig vor ihrem Uebermuth,
Es war kein Haupt mehr ſicher vor des Tirannen Wuth.
Da klang die Glocke wieder, die „Freiheit, Freiheit!" rief,
Bei deren heil'gen Tönen der Pole nimmer ſchlief.
Wir haben's nicht verſchlafen, war's gleich in tiefer Nacht,

Es iſt der alte Glaube, der alte Muth erwacht. —
Und ſind wir nun Verräther, wie uns der Kaiſer ſchilt,
Weil Freiheit, Recht und Ehre uns mehr als Leben gilt?
Und ſind wir nun Rebellen, des Henkertodes werth,
Weil wir die Ketten brachen, womit er uns beſchwert?
Wer hat ſein Wort gebrochen und des Vertrages Pflicht,
Wer iſt des Meineids ſchuldig vor Gottes Angeſicht?
Wer hat des andern Rechte, die heiligſten, verletzt,
Und ſich an ſeinem Jammer, an ſeiner Schmach ergetzt?
Wen wird das Blut belaſten, das jetzt in Strömen fließt,
Wenn einſt am Weltenabend der Herr die Rechnung ſchließt?
Wer öffnet der Verheerung die ſchrankenloſe Bahn?
Wen klagen Polens Gräber, wen Polens Waiſen an?

Euch fragen wir, ihr Völker, weß Stammes ihr auch ſeid,
Ihr mögt das Urtheil geben für jetzt und alle Zeit!
Und ſeid ihr ſelbſt gebunden, und Knecht' im eignen Haus,

Dann mögt ihr's nicht vollziehen, doch sprecht es muthig aus!
Und schreibt's der Nachwelt nieder, mit Zügen stark und frei,
Auf daß es ein Vermächtniß für eure Enkel sei.
Die werden's einst vollziehen, und wär's auch noch so spät,
So wahr, als Recht und Ehre in alle Zeit besteht.
Wir aber wollen kämpfen bis auf den letzten Mann —
Ob nicht ein Volk von Helden sich selber helfen kann!

An meine Stube.

1831.

Ein mächtig Wesen ist der Menschengeist;
Ein Seher, der sich selbst sein Loos verheißt,
Ein Weiser, der der Dinge Grund ermißt,
Ein Herrscher, dem die Erde dienstbar ist;
Ein kühner himmelstürmender Titan,
Folgt er dem Schöpfer selbst auf seiner Bahn. —

Und wohnt so gerne doch im engsten Haus,
Und sehnt so spät sich erst aus ihm hinaus!
Und mit dem engsten Haus, das ihn umfängt,
Das ihm so oft den freien Flug beengt,
Und das er dennoch nicht verlassen kann,
Baut er sich noch in einer Zelle an,
Und lebt sich fest in diese Zelle ein,
Als könnt' er ohne sie nicht glücklich sein.
Was zieht ihn hin? was hält ihn so drin fest,
Daß er die weite Welt um sie verläßt?

Dich, niedres Dach, das Keiner mir beneidet,
Euch, stille Wände, die kein Schmuck bekleidet,

Euch, kleine Fenſter, euch will ich befragen;
Wißt ihr's, und wollt mir's nur nicht ſagen?
Iſts dort der Berg, vom Sonnenſtrahl beglänzt,
Der fern im Oſten meinen Blick begrenzt?
Iſts hier der Platz, tief unter meinen Füßen,
Auf dem die Menſchen wandelnd ſich begrüßen;
Den jetzt ein Kriegertrupp mit ſchwerem Schritt,
Jetzt eines Mädchens leichter Fuß betritt?
Sind's jene Häuſer, die im Kreiſe ſteh'n,
Und ſtumm auf das Gewühl hinunterſeh'n,
Und deren ſtarre Mauer nicht verräth,
Ob innerhalb ein Hauch des Lebens weht?
Ihr ſchweigt — heißt eure ſtumme Antwort: Nein?
Soll das Geheimniß nicht da draußen ſein?
Ihr ſchweigt — —

Indeß erbleicht der Sonne Strahl,
Der Abend ſenkt ſich über Berg und Thal;
Dann hüllt die Nacht mit ihrem Sternenſchein
Die Welt und auch mein kleines Zimmer ein.
Die Nacht, die nur des Körpers Tagwerk ſchließt,
Und die der Geiſt als ſeinen Tag begrüßt;
Wo alle Träume, die mich je umſchwebten,
Und alle Wünſche, die im Herzen lebten,

Als bunte Blumen mir im Fenſter ſteh'n,
Und halberloſchne Düfte um ſich weh'n; —
Wo tauſend längſt geſtorbene Gedanken,
Nun als Geſpenſter durch die Stube wanken,
Wo ſie geboren und erwachſen ſind,
Und ſich verhauchten, wie ein Morgenwind; —
Wo Engel über meinem Lager ſtreifen,
Und tändelnd in der Seele Saiten greifen,
Und ihr entlocken wunderbaren Klang,
Wie nie ein Sänger noch ein Dichter ſang,
Daß ſie erwachend, wenn der Morgen tagt,
Noch glüht und zittert, und ſich ſelber ſagt:
„Wie hab' ich doch ſo wundervoll geträumt!"
Und dann den Traum — zu andern Träumen räumt;
Wo oft auch leiſes Lachen, kaum gehört,
Mich auf aus halbgenoßnem Schlummer ſtört,
Wenn's ſpottend nachhallt durch die ſtille Nacht
Aus Stunden, wo ich ſelber mich verlacht. — —

So rede denn, du ſchweigendes Gemach,
Ihr Wände und ihr Fenſter werdet wach!
Iſts das, womit ihr mich ſo feſt gebunden?
Sinds jene Geiſter der vergangnen Stunden,

Die ſich gewöhnt in euren engen Kreis,
Und die ich hier nur zu verſtehen weiß?
Iſts ſonſt ein Zauber, ſonſt ein Talisman,
Den ich nicht nennen noch entbehren kann?
Ihr ſchweigt — —

So will ich denn nicht weiter fragen.
Ihr wißt's, und — wollt mir's nur nicht ſagen!

An die Polen.

1831.

So weit die Sonne ſcheint auf Polens Fluren
Blickt auf ein weites Schlachtfeld ſie herab,
Beſcheint ſie Eurer Todeskämpfe Spuren,
Und Eurer Väter kaum geſchloß'nes Grab.

Da iſt kein Dorf, kein ſtilles Thal zu ſchauen,
Wo nicht ein Pole für die Freiheit ſank;
Da fließt kein Bach durch Eurer Heimath Auen,
Der nicht das Blut von ihren Söhnen trank.

Und keinen will der Todesgott verſchonen,
Der Erde dünkt ein freier Mann zu ſchwer.
Die Freiheit ſelbſt muß tief in Gräbern wohnen,
Denn oben bleibt ihr keine Freiſtatt mehr.

Und reicht ein Volk, in heiligem Vertrauen,
Zum ernſten heil'gen Bunde ihr die Hand,
Muß es bei ihr ſich eine Gruft erbauen,
Sie zieht's hinunter in das dunkle Land.

Mag dann sein Ruhm bis zu den Sternen steigen —
Sein Herzblut strömt's in tausend Wunden aus;
Der Heimath Erde ist ein Feld von Leichen,
Und unter ihr des Polen Vaterhaus.

Hofft nicht auf Frankreichs sieggewohnte Heere,
Vergessen ist das alte Bruderband;
Blickt nicht mit Sehnsucht nach dem fernen Meere,
Euch bietet Albion nicht die stolze Hand.

Wähnt nicht, daß teutsche Fürsten Euch beschützen,
Die halten lieber ihre Beute fest;
Nur auf die eigne Kraft dürft Ihr Euch stützen,
Und wehe, wenn auch die Euch einst verläßt.

Denn mag auch Sieg in jeder Schlacht Euch winken,
Unendlich ist der Ruhm, doch nicht die Zahl;
Noch siegend wird der letzte Pole sinken —
Dann faßt ein Grab die Sieger allzumal.

Dann wird der Himmel sich in Wolken kleiden,
So trüb' und schwer als Euer Schicksal ist;
Ein finstrer Geist wird durch die Wolken schreiten,
Der Geist des Volkes, das ermordet ist.

Sängerfahrt . . . . . S. 64
Der Sextquartenaccord . . . . . = 66
Der Sextenaccord . . . . . = 67
Ständchen . . . . . = 68
Räthsel . . . . . = 70
Schlafenszeit . . . . . = 73
Des scheidenden Jahres Abschiedsgruß . . . . = 75
Spohrs Jessonda . . . . . = 79
Die Aeolsharfe . . . . . = 83
Maireise . . . . . = 84
Zu der Eltern Silberhochzeit . . . . . = 86
Sonntagsläuten . . . . . = 89
Die Liebe . . . . . = 91
Die Braut . . . . . = 94
Der Fremdling . . . . . = 96
Lebenssinn . . . . . = 98
Text zu Beethovens Trauerwalzer . . . . . = 99
Die Leierorgel . . . . . = 100
Trübe . . . . . = 102
Schau . . . . . = 104
Neujahrsgedanken . . . . . = 105
Abendphantasie . . . . . = 108
An Fr. C. aus Berlin . . . . . = 110
Der Glaube . . . . . = 112
Der Pfad . . . . . = 114
Träume . . . . . = 115
Zuschrift an meinem Geburtstage . . . . . = 116
Beim Tode meines Eichhörnchens . . . . . = 121
An die Narrheit . . . . . = 124
Zu des Vaters Geburtstage . . . . . = 141
Der Polen Appellation an das Urtheil der Völker = 142
An meine Stube . . . . . = 150
An die Polen . . . . . = 154

PT 2445 .P52 G4 1831 C.1
Gedichte /
Stanford University Libraries
3 6105 038 848 078

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

PT 2445 .P52 G4 1831 C.1
Gedichte /
Stanford University Libraries
3 6105 038 848 078

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004